1,30 DM / Band 25
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Geheimnis des Spiegels

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Holland f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Das Geheimnis des Spiegels

John Sinclair Nr. 25

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 19.12.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Geheimnis des Spiegels

Erinnern Sie sich an Janus, den Dämon mit den zwei Gesichtern? – Oberinspektor John Sinclair glaubte schon, ihn vernichtet zu haben.

Janus hatte in einem Spiegel sein eigenes häßliches Gesicht gesehen. Die magischen Kräfte seines zweiten Gesichts wandten sich deshalb gegen ihn. Doch mit einer List rettete der Dämon sein Leben. Sein Körper wurde zwar zerstört, aber sein teuflischer Geist überlebte. So existiert der Dämon noch heute, um seine Schreckenstaten fortzusetzen...

Die Auktion lief seit einer Stunde. Stühle, Tische und antike Schirmständer waren bereits unter den Hammer gekommen. Nun bot der Ausrufer einen alten Spiegel an.

Es gab nur wenige Interessenten, und der Preis des Spiegels war günstig. Deshalb versuchte der Antiquitätenhändler Allan Barbazon, das alte Stück zu ersteigern. Doch er wollte es nicht um jeden Preis haben.

Sollte einer mehr bieten, konnte er ihn in Gottes Namen haben.

Der Antiquitätenhändler Barbazon war ein Mann mittleren Alters, mit grauen Schläfen und einem nicht zu übersehenden Bauch.

Die Augen standen dicht zusammen. Auf den ersten Blick wirkte der Mann mißgelaunt, doch seine Freunde und Kunden kannten ihn als einen netten und fröhlichen Menschen.

Barbazon hob erneut die Hand. Die ersten Interessenten schieden aus. Außer Barbazon bemühten sich jetzt nur noch zwei weitere Händler um den Spiegel. Einer saß in der ersten Reihe, der andere stand hinter Barbazon.

Beim nächsten Angebot stieg der Mann in der ersten Reihe aus. Und gleich darauf bot auch der Mann hinter Barbazon nicht mehr mit.

Der Auktionator blickte abwartend in die Runde. Er redete wie ein Maschinengewehr. »Noch jemand? Bietet jemand mehr? Höre ich mehr?…«

Gleichgültige Gesichter. Achselzucken. Niemand war mehr an dem Spiegel interessiert, und so bekam ihn Allan Barbazon, der sich über den günstigen Einkauf freute.

Eine halbe Stunde später saß Barbazon in seinem Wagen. Der Spiegel lag gut verpackt auf den Rücksitzen. Barbazon lenkte sein Fahrzeug durch den dichten Londoner Verkehr.

Bedenken kamen ihm. Ob es richtig gewesen war, den Spiegel zu ersteigern? Plötzlich war Allan Barbazon nicht mehr so sicher, einen guten Griff getan zu haben.

Er hatte mit einemmal eine unerklärliche Abneigung gegen den Spiegel. Er brauchte bloß an ihn zu denken, und schon lief es ihm kalt den Rücken runter. Das war nicht normal.

Irgend etwas schien mit dem Spiegel nicht zu stimmen. Aber was? Barbazon schluckte trocken. Es war auf einmal heiß im Wagen. Die Luft wurde stickig. Er öffnete das Fenster, aber es nützte nichts.

Dicke Schweißperlen traten auf seine Stirn. Er fuhr sich nervös mit dem Finger in den Hemdkragen. Was war denn nur los mit ihm? Was hatte er? War er plötzlich krank?

Unterschwellig hatte er den Verdacht, daß sein Unwohlsein mit diesem Spiegel zusammenhing. Vor der Auktion war er völlig gesund, jetzt hingegen fühlte er sich sterbenskrank. Er verlor die Übersicht, achtete kaum noch auf den Verkehr.

Hupen tönten. Reifen quietschten. Allan Barbazon riß verstört die Augen auf und erkannte, daß er bei Rot über eine Kreuzung gefahren war. Das war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht passiert.

Er konnte von sich behaupten, ein vorsichtiger, rücksichtsvoller Autofahrer zu sein. Das Überfahren von Stoppschildern und roten Ampeln kam für ihn gleich hinter der Todsünde.

Und doch war es ihm gerade passiert. Mit zitternder Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er bemühte sich, konzentrierter zu fahren, doch seine Gedanken schweiften immer wieder ab und befaßten sich mit jenem verfluchten Spiegel.

Endlich erreichte er seinen Antiquitätenladen. Norma, seine Frau – eine Walküre mit dickem, schwammigem Busen und fetten Armen – kam ihm entgegen. Sie hatte wieder zuviel Rouge aufgelegt und sah aus wie ein bemaltes Schaukelpferd.

»Na, Allan. Was hast du mitgebracht?« fragte Norma neugierig.

»Einen Spiegel«, antwortete Barbazon. Er nannte seiner Frau den Preis, für den er das Stück bekommen hatte, öffnete die Fondtür und hob das Paket aus dem Auto.

Ihm fiel auf, daß sich der Spiegel kalt anfühlte. Unnatürlich kalt. Rasch kroch Barbazon die Kälte in die Glieder. Er hatte den Spiegel beinahe fallenlassen.

»Sag, ist dir nicht gut?« fragte Norma ihren Mann.

»Mir, wieso?«

»Du siehst so… so komisch aus.«

»Ich bin in Ordnung«, behauptete Barbazon. Hätte er seiner Frau von seinen Mutmaßungen erzählen sollen? Er war unglücklich über den Kauf.

Und er nahm sich vor, den Spiegel so schnell wie möglich wieder abzustoßen. Er war sogar bereit, ihn unter Wert zu verkaufen. Bloß weg mit diesem unheimlichen Ding, das in ihm schreckliche Angstzustände hervorrief.

Er trug den Spiegel in den Laden und legte ihn auf eine Kommode. Norma wollte ihn auspacken.

»Laß das!« Es klang wie ein entsetzlicher Schrei.

Norma wandte sich erstaunt um. »Bist du sicher, daß dir nichts fehlt, Allan?«

»Laß den Spiegel eingepackt.«

»Aber warum denn?«

»Weil ich es will.«

»Kannst du mir den Grund nennen…?«

»Nein.«

»Wie soll sich denn ein Kunde für das gute Stück interessieren, wenn es eingepackt bleibt?« fragte Norma ärgerlich. Sie begab sich zum Schreibtisch entnahm der obersten Lade eine Schere und packte den

Spiegel ohne das Einverständnis ihres Mannes aus.
Barbazon wandte den Kopf. Er wollte den Spiegel nicht sehen. Er hatte Angst davor. Entsetzliche Angst.
Norma beugte sich über das Glas. Sie sah ihr Spiegelbild, und sie kam sich schöner vor als sonst. Der Spiegel schmeichelte ihrem Aussehen. Er verschluckte viele ihrer Falten und ließ sie schlanker erscheinen, als sie tatsächlich war.
Kein Wunder, daß sie den Spiegel selbst haben wollte. Allan Barbazon erschrak zutiefst, als Norma ihm das sagte. Er starrte seine Frau entgeistert an.
Sein Atem ging schnell. Er schüttelte heftig den Kopf. »Kommt nicht in Frage, Norma. Wir werden diesen Spiegel auf gar keinen Fall behalten.«
»Er gefällt mir aber.«
»Wir haben keinen Platz für ihn.«
»Doch. In der Diele«, behauptete Norma.
»Ich will ihn nicht haben. Er… er paßt nicht in unsere Wohnung. Er… er paßt nicht zu unseren Möbeln…«
»Finde ich absolut nicht.«
Allan Barbazon erdachte sich dutzend fadenscheinige Ausreden, die Norma alle im Handumdrehen entkräftete. Da kehrte er das Familienoberhaupt hervor und sagte mit lauter Stimme: »Der Spiegel wird verkauft, basta!«
Er ahnte nicht, daß Norma von dem Spiegel in einen magischen Bann gezogen worden war. Die Frau war entschlossen, sich nicht mehr davon zu trennen. Wenn es sein mußte, würde sie darum kämpfen.
Barbazon warf einen groben Jutesack über den Spiegel und schickte Norma aus dem Verkaufsraum. Aber sie kam wieder. Nachts. Sie stahl sich heimlich aus dem Bett und aus dem Schlafzimmer. Die Wohnung der Barbazons lag direkt über dem Antiquitätenladen.
Eine enge Wendeltreppe führte von dort ins Geschäft. Norma war maßlos aufgeregt. Sie fror. Sie konnte es kaum erwarten, den Spiegel abzudecken und sich wieder darin zu betrachten.
Ihr Herz klopfte heftig. Auf nackten Füßen schlich sie die Stufen der Wendeltreppe hinunter. Sie rieb sich die nackten Oberarme, während sie mit wehendem Nachthemd durch den Laden eilte.
Plötzlich hielt sie mitten in der Bewegung inne. Was hatte sie irritiert? Ein Geräusch? Sie lauschte. Und da vernahm sie es wieder. Diesmal ganz deutlich.
Ein gespenstisches Keuchen schwebte durch den Raum. Jetzt hörte Norma jemanden stöhnen. Zaghaft machte sie den nächsten Schritt.
Mit großen rollenden Augen sah sie sich gespannt um. »Ist da jemand?« Es klang wie geflüstert, war kaum zu hören. »Ist… da… jemand?«

Keine Antwort.

Sollte sie umkehren? Bleiben? Weitergehen? Sie nagte an ihrer Unterlippe, war unschlüssig, bekam es allmählich mit der Angst zu tun. Der Spiegel übte auf sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus.

Es war ihr unmöglich, kehrtzumachen und in ihr Bett zurückzugehen.

Sie merkte, wie sich ein geisterhaftes Brausen in ihrem Kopf festsetzte und alle Bedenken zerstreute.

Da war auch plötzlich ein Befehl, sie solle weitergehen. Norma Barbazon konnte gar nicht anders. Dort, wo der Spiegel lag, war der Verkaufsraum auf eine geheimnisvolle Weise erhellt.

Die Luft schien voll flirrender Silberpartikelchen zu sein. Norma erkannte, daß der Spiegel unter dem groben Gewebe des Jutesacks eigenartig strahlte. Sie ging aufgeregt darauf zu.

Das Keuchen und Stöhnen wurde immer lauter, doch Norma fürchtete sich nicht mehr davor. Sie wußte mit einemmal, daß sie keine Angst zu haben brauchte. Die geheimnisvollen Kräfte, die sich in diesem Spiegel befanden, waren ihr anscheinend gut gesinnt.

Sie empfing den Befehl, den Jutesack fortzunehmen. Ohne zu zögern streckte sie die Hand danach aus…

***

Oberinspektor John Sinclair hatte einen dicken Wälzer vor sich liegen und las darin mit wachsendem Interesse. Das Buch berichtete über wahre Fälle.

Das Kapitel, das der große blonde Mann gerade las, behandelte das Thema Medusa. Das ist jenes Weib aus der griechischen Mythologie, das Schlangen auf dem Haupt trägt und jeden Menschen, der ihr in die Augen sieht, zu Stein werden läßt.

In Spanien war vor fünfzehn Jahren angeblich ein solches Schreckensweib wieder aufgetaucht. Es hatte sich unter der Bevölkerung viele Opfer geholt, ehe ein beherzter Mann ihr den Kampf ansagte.

Er trat ihr mit einem Spiegel entgegen, und als die Medusa ihre eigene Scheußlichkeit sah, erstarrte sie selbst zu Stein. Doch damit sollte der Horror noch nicht zu Ende sein.

Wie sich schon bald danach herausstellte, hatte sich der Geist der Medusa im Spiegel verborgen, war eines Tages in einen Wirtskörper geschlüpft und hatte sein Schreckenswerk fortgesetzt.

Erst nachdem die Medusa geköpft und der Spiegel zerschlagen worden war, war Ruhe mit dem Spuk. Er hatte die Spanier in Angst und Schrecken versetzt und viele von ihnen in den Freitod getrieben.

John Sinclair klappte das dicke Buch beeindruckt zu. Er erinnerte sich an den Mörder mit dem Januskopf, den er ebenfalls mit einem

Spiegel besiegt hatte.

Vor seinem geistigen Auge erlebte John noch einmal das Ende des Janus.

Der Dämon hatte sich im Spiegel erblickt, und noch in derselben Sekunde hatte er zu sterben begonnen.

Stocksteif hatte er auf einmal dagestanden. Die magischen Kräfte, die er aussandte, wandten sich gegen ihn. Im menschlichen Zustand bereitete ihm ein Spiegel keinen Verdruß. Doch für einen Dämon ist ein Spiegel tödlich.

Seine Haut bekam Risse. Kleine Flammen schlugen daraus hervor. Grüngelber Rauch wölbte auf. Der gesamte Körper wurde von innen zerstört, platzte auseinander.

Staub Qualm und Dampf vereinigten sich zu einem furiosen Wirbel. John hielt den Spiegel fest. Er gab nicht auf, obwohl die bestialisch stinkende Rauchwolke ihm fast den Atem raubte…

Und dann war der Dämon vergangen.

So hatte es sich zugetragen. John wußte noch jede Einzelheit, als ob sich das alles erst gestern abgespielt hätte. Er war sicher gewesen, den Janus damit vernichtet zu haben.

Nachdem er in diesem Buch gelesen hatte, zweifelte er plötzlich daran. Angenommen, Janus hatte zur selben List gegriffen wie Medusa. Dann hatte John nur seinen Körper sterben gesehen.

Wenn der Geist des Janus tatsächlich noch lebte, mußte John auf der Hut sein. Janus hatte sich wahrscheinlich einen Wirtskörper ausgesucht, um seine Schreckenstaten fortzusetzen.

John brannte sich nachdenklich eine Zigarette an. Möglicherweise war bereits passiert, was zu befürchten war. Wenn aber nicht, dann mußte schnellstens etwas gegen die Rückkehr des Janus unternommen werden.

Der Spiegel, in dem sich der Dämon versteckt hielt, mußte zerstört werden. Erst dann konnte John sicher sein, den Feind vernichtet zu haben. Der Oberinspektor rauchte mit tiefen Zügen.

Seine Augen waren schmal.

Der Spiegel war seit jenem Tag, an dem John gegen den Dämon gekämpft hatte, zur Zeitbombe geworden. Irgendwann würde sie hochgehen. Nicht auszudenken, was danach alles passieren konnte.

John stieß die Zigarette in den Aschenbecher und erhob sich abrupt. Sein Entschluß stand fest. Gleich morgen wollte er das Versäumte nachholen. Erst wenn er den Spiegel zerschlagen hatte und vor den Scherben stand, wurde er sich wieder wohler fühlen.

***

Es war Zufall, daß Allan Barbazon erwachte. Er schielte mit einem Auge nach drüben und stellte fest, daß seine Frau nicht in ihrem Bett

lag. Er war sofort beunruhigt.
Seit er diesen verfluchten Spiegel im Haus hatte, regte ihn alles auf. Es kam kaum mal vor, daß Norma nachts ihr Bett verließ. Er erinnerte sich daran, daß Norma sich im Laufe des Tages irgendwie verändert hatte.
Sie war merklich anders geworden und hatte immer wieder versucht, sich dem Spiegel zu nähern. Irgend etwas stimmte nicht mehr mit ihr, seit sie sich im Spiegel betrachtet hatte.
Und nun war sie nicht in ihrem Bett. Sie mußte sich davongestohlen haben. Allan Barbazon hatte normalerweise einen leichten Schlaf. Norma brauchte sich nur mal schneller als gewöhnlich umzudrehen, und schon wachte er auf.
Heimlich hatte sie das Schlafzimmer verlassen. Bestimmt hatte sie sich nach unten begeben, um den Spiegel anzusehen und sich darin zu betrachten. Allan warf hastig die Decke zurück und glitt aus dem Bett.
Der gestreifte Pyjama spannte über seinem Bauch. Er hatte ihn gekauft, als er noch etliche Pfunde weniger wog. Nervös und besorgt eilte er zur Schlafzimmertür.
Behutsam zog er sie auf. Er lauschte. Nichts. Kein Geräusch. Er schlüpfte nach draußen und erreichte gleich darauf die Wendeltreppe. Lautlos schlich er hinunter.
Er vernahm ein Stöhnen und Keuchen. Norma? Die letzten Stufen der Wendeltreppe. Rasch legte er sie zurück, und dann sah er seine Frau. Er bemerkte, wie die Luft über dem zugedeckten Spiegel flimmerte.
Norma ging darauf zu. Barbazon sauste durch den Laden. Beinahe wäre er über eine wertvolle Bauerntruhe gefallen. Er sprang über sie und erreichte Norma in dem Augenblick, wo sie ihre Hand nach dem Jutesack ausstreckte.
»Nicht!« keuchte Barbazon.
Seine Hand schoß vor. Sie legte sich auf Normas Schulter. Er riß seine Frau zurück.
»Tu das nicht, Norma!« stieß er aufgeregt hervor.
Seine Frau starrte ihn mit irren Augen an. Sie schien ihn nicht zu erkennen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer haßerfüllten Grimasse.
»Ich muß es tun! Er hat es mir befohlen! Der Meister will, daß ich ihn befreie.«
»Geh weg von diesem Spiegel, Norma! Ich beschwöre dich! Er bringt Unheil über uns!«
Norma hörte nicht auf ihren Mann. Sie wandte sich um.
»Laß das sein, Norma!« schrie Barbazon.
»Der Meister will es!«
»Du stürzt uns damit ins Unglück!«
»Der Meister will es!«
Norma wollte den Jutesack vom Spiegel fegen, da warf sich Barbazon

auf sie und riß sie zu Boden. Sie fauchte und fluchte. Solche derben Worte hatte er aus ihrem Mund noch nie gehört.

Es war ihm, als würde jemand anders aus seiner Frau sprechen. Der Teufel! Sie kratzte und schlug um sich. Sie trat ihn mit den Füßen, entwand sich seinem Griff und kam wieder auf die Beine.

Es war erstaunlich, wie schnell, wie kräftig und wie wendig sie war. Norma versetzte ihrem Mann, als er sich aufrichtete, einen derben Stoß. Hart schlug Allan gegen die Wand.

Er stürzte sich erneut auf sie. Normas Augen glitzerten wie die einer Wahnsinnigen.

»Laß mich in Ruhe!« kreischte sie und versuchte ihn abzuschütteln. Ihre Hände legten sich um Barbazons Hals. Sie drückte schmerzhaft zu. Der Antiquitätenhändler bekam keine Luft mehr.

Seine Augen traten weit aus den Höhlen. Er versuchte, den Würgegriff zu lockern, doch Normas Fingerwaren wie Stahlklammem. Sie zischte wie eine gefährliche Schlange und war drauf und dran, ihren Mann zu erwürgen.

Barbazon schlug wie von Sinnen um sich. Er bekam kaum Luft. Er spürte ein dumpfes Brausen in seinem Kopf und ahnte, daß in wenigen Augenblicken die Ohnmacht kommen würde.

Verzweifelt stieß er seiner Frau die Fäuste in den Leib. Norma zeigte keinerlei Reaktion. Mit allerletzter Kraft – schwarze Flocken tanzten schon vor seinen Augen – traf Allan Barbazon das Kinn der Besessenen.

Der Schlag rüttelte sie durch. Ihre Hände rutschten von seiner Kehle ab. Er japste gierig nach Luft, hustete und röchelte. Norma versuchte, ihr Gleichgewicht wiederzufinden, dann aber stürzte sie wie ein Sack zu Boden.

Atemlos stand Barbazon vor seiner bewußtlosen Frau. Daß es in seiner Ehe einmal dazu kommen würde, hatte er sich niemals träumen lassen. Er hatte mit seiner Frau um sein Leben kämpfen müssen.

Geschockt stand er da und konnte nicht verkraften, was soeben geschehen war. Es war fast unfaßbar für ihn.

Und schuld daran war dieser verdammte Spiegel.

Haß wallte in Barbazon auf. Er blickte sich um, griff nach einer schweren Alabasterstatue und wollte den Spiegel damit zerschmettern. Doch die Kraft des Janus ließ das nicht zu.

Barbazon schwang die Statue hoch, aber es war ihm unmöglich, zuzuschlagen. Seine Hand blieb in der Luft an einem unsichtbaren Widerstand hängen. Gleichzeitig durchraste seinen Kopf ein wahnsinniger Schmerz, der ihn laut aufschreien ließ und ihn zwang, die Statue fallenzulassen.

Verstört stand er da.

Und der Dämon stieß ein diabolisches Gelächter aus, das Barbazon

erschaudern ließ.

***

»Wenn Sie sich einen Moment gedulden wollen, Oberinspektor«, sagte Pamberton, der Mann, der die Auktionsunterlagen verwahrte. »Ich seh' mal nach, wer den Spiegel ersteigert hat.«

John Sinclair nickte. Er befand sich in einem Büro, das sogar für einen Mann fast zu klein war. Die Wände waren von Schränken verstellt, und die Fenster bedurften dringend einer Generalreinigung.

Bis hierher hatte John die Spur des Spiegels verfolgen können, und wenn Pamberton ihm nun sagte, wer den gefährlichen Spiegel ersteigert hatte, würde sich das Problem, das John im Augenblick am meisten beschäftigte, wohl schnell aus der Welt schaffen lassen.

Pamberton setzte einen Kneifer auf seine schlanke Nase, klappte ein Buch auf und fuhr mit seinem langen Finger die einzelnen Rubriken entlang. Er blätterte mehrmals um, ehe er gefunden hatte, wonach er suchte.

»Ah, hier haben wir's«, sagte Pamberton mit einem freundlichen Lächeln. Er nahm den Kneifer wieder ab und legte ihn auf seinen schmalen Schreibtisch. »Der Spiegel, für den Sie sich interessieren, Oberinspektor, wurde von einem Antiquitätenhändler namens Barbazon ersteigert.«

»Wann?« fragte John.

»Gestern.«

»Können Sie mir Mr. Barbazons Adresse geben?«

»Natürlich. Great Eastern Street 13.«

»Vielen Dank, Mr. Pamberton.«

»Keine Ursache, Oberinspektor. Wir helfen Scotland Yard gern, wenn wir können.«

»So ist es auch richtig«, sagte John zufrieden. Er nickte dem Mann zu und verließ dessen kleines Büro, in dem man Platzangst bekommen konnte. Wenig später setzte er sich in seinen silbermetallicfarbenen Bentley. Der schicke Wagen war der einzige Luxus, den John sich leistete. Er startete den Motor, gab Gas und fuhr los.

Sein Ziel war die Great Eastern Street.

***

Barbazon hatte seine Frau mühsam nach oben geschleppt und sich bemüht, sie aus der Ohnmacht zu holen. Sie hatte ihn danach unflätig beschimpft und ihm mit allem möglichem gedroht.

Am Morgen hatte Allan Barbazon seine Frau in der Wohnung eingeschlossen, war nach unten gegangen und hatte den Laden geöffnet. Norma hatte eine Weile geschrien und getobt, hatte mit ihren Fäusten gegen die Tür gehämmert, doch nun schien sie erschöpft zu sein, denn sie hatte das Lärmen aufgegeben.

Während Barbazon noch überlegte, was er mit dem geheimnisvollen Spiegel machen sollte, betrat ein schlanker Mann den Laden. Er hatte dichtes braunes Haar, fein geschnittene Züge und dunkle Augen. Er war elegant gekleidet und machte einen selbstsicheren Eindruck.

Sein Name war Earl Baxter. Ein Schriftsteller, der vor zehn Jahren nach Indien ausgewandert war und seither in Kalkutta lebte. Zweimal im Jahr hatte er geschäftlich in London zu tun. Er nützte die Aufenthalte, um alte Freunde wiederzutreffen und in Antiquitätengeschäften nach Dingen zu schnüffeln, die er mit nach Hause nehmen konnte.

Dies alles erzählte Baxter dem Antiquitätenhändler, und dann fragte er Barbazon händereibend: »Und nun… zeigen Sie mir, was Sie mir empfehlen können.«

Barbazon dachte sofort an den Spiegel.

Vielleicht war das eine günstige Gelegenheit, ihn loszuwerden.

Er hob aber die Achseln und sagte vorsichtig: »Ich kenne Ihren Geschmack nicht, Mr. Baxter.«

»Oh, ich habe mich in keiner Richtung festgelegt. Mir gefällt nahezu alles, was alt ist.«

Der Spiegel! dachte Barbazon. Den kannst du ihm andrehen.

»Wenn ich Sie weiterbemühen darf«, sagte Barbazon höflich.

Er verbarg vor Earl Baxter geschickt seine Nervosität.

»Ich habe erst gestern einen Spiegel hereinbekommen, der Ihnen bestimmt gefallen wird.«

»Darf ich ihn sehen?«

»Selbstverständlich.« Barbazon mußte allen Mut zusammennehmen, um den Jutesack vom Spiegel zu entfernen. Nichts passierte. Der Antiquitätenhändler hatte gespannt die Luft angehalten. Jetzt atmete er erleichtert weiter.

Er stellte den Spiegel auf und lehnte ihn an die Wand.

»Nun, was sagen Sie dazu?« fragte er.

Baxter betrachtete sich darin.

»Das prachtvolle Stück«, begann Barbazon zu erzählen »stammt aus dem Besitz eines Lords, der auf eine tragische Weise ums Leben kam. Man sagt, daß ihm der Spiegel sein wahres Gesicht gezeigt habe. Daraufhin sei der Lord in höchster Panik geflohen, sei über die Stufen gefallen und habe sich bei seinem Sturz über die Treppe das Genick gebrochen.«

Baxter hörte aufmerksam zu, während er sich fasziniert im Spiegel betrachtete.

Barbazon schwächte seine Story etwas ab, indem er hinzufügte: »Natürlich gebe ich persönlich nichts auf solche Erzählungen. Für mich starb der Lord in einem Anfall geistiger Umnachtung.« Er hatte es geschafft, Baxter mit dieser erfundenen Geschichte für den Spiegel

zu interessieren.

Baxter blickte den Antiquitätenhändler an. »Sie glauben nicht an Spuk und Geister?«

»Nein, Sir.«

»Nun, dann lassen Sie sich gesagt sein, daß solche Geschichten nicht immer nur aus der Luft gegriffen sind. Es gibt Fälle, die glaubhaft belegt werden können…«

»Das mag schon möglich sein, nur… ich kann einfach nicht an diese Dinge glauben«, sagte Barbazon gegen seine Überzeugung, denn in der vergangenen Nacht erst hatte er einen Spuk erlebt, an den er noch lange denken würde.

Earl Baxter ließ sich noch einige andere Dinge zeigen, aber Allan Barbazon verstand sich ausgezeichnet auf Verkaufspsychologie. Er drehte es geschickt so, daß Baxter sich schließlich für den Spiegel entscheiden mußte.

Er verlangte dafür keinen hohen Preis. Er war froh, daß das Ding so schnell wie möglich wegkam.

Baxter nannte Barbazon das Hotel, in dem er wohnte. Er bezahlte mit Scheck und bat den Antiquitätenhändler: »Packen Sie mir den Spiegel gut ein. Er muß auf eine lange Schiffsreise gehen.«

Barbazon nickte. »Er wird heil in Kalkutta ankommen, das verspreche ich«, sagte er, sichtlich erleichtert.

Nachdem Earl Baxter den Antiquitätenladen verlassen hatte, machte Barbazon den Spiegel für den Transport nach Indien fertig. Er rief anschließend einen Bekannten an, der für ihn alle Lieferungen besorgte, und bat ihn, den Spiegel in Baxters Hotel zu bringen.

Als der unheimliche Spiegel auf dem Weg dorthin war, atmete Allan Barbazon erlost auf.

Die Gefahr war vorüber. Jetzt konnte nichts mehr geschehen.

Der Antiquitätenhändler schloß den Laden ab und eilte nach oben. Er wollte seiner Frau erzählen, daß er den Spiegel verkauft hatte.

Norma saß auf dem. Bett. Sie trug einen Morgenmantel. Ihr Haar war zerzaust und hing ihr wirr ins Gesicht. Durch diesen Haarvorhang starrte sie ihren Mann wütend an.

»Du hast kein Recht, mich einzuschließen!« keifte sie gereizt.

»Ich habe es zu deinem eigenen Schutz getan, Norma.«

»Du darfst mich nicht wie eine Gefangene behandeln. Das steht dir nicht zu!«

»Ich weiß, deshalb lasse ich die Tür wieder offen. Der Spuk ist vorbei, Norma. Wir brauchen uns keine Sorgen mehr zu machen. Wir brauchen keine Angst mehr zu haben. Es kann uns nichts mehr geschehen.«

»Ich verstehe nicht, wovon du redest!« sagte Norma Barbazon zänkisch.

»Ich spreche von diesem unheimlichen Spiegel. Der Teufel muß mich geritten haben, als ich ihn ersteigerte. Es ist noch einmal gut gegangen.«

»Wieso?«

»Ich habe den Spiegel verkauft. Er ist nicht mehr in unserem Laden, Norma. Wir können aufatmen.«

Die schwere Frau richtete sich ruckartig auf. »Du hast ihn verkauft? Du hast den Meister verschachert?« schrie sie wütend.

»Welchen Meister? Von wem sprichst du, Norma?«

»Sein Geist befindet sich im Spiegel. Er hat mir befohlen, ihn zu befreien. Ich wollte es tun. Du hast mich daran gehindert. Und nun hast du ihn auch noch verkauft!«

Norma drehte plötzlich durch. Sie sprang mit einem wilden Schrei auf. Ihre Züge verzerrten sich zu einer erschreckenden Fratze. Sie griff nach der Nachttischlampe, riß das Kabel ab, schleuderte die Lampe nach ihrem Mann. Dann stürzte sie sich auf ihn um ihn mit dem schwarzen Kabel zu erdrosseln.

Er kämpfte verzweifelt um sein Leben.

Um ein Haar hätte es Norma geschafft. Es gelang Barbazon mit Müh und Not, sich von seiner Frau loszureißen. Er stürmte aus dem Zimmer, warf die Tür hinter sich zu und schloß ab. In letzter Sekunde. Schon prallte ihr fülliger Körper gegen das Holz. Sie brüllte, schrie und tobte noch viel ärger als beim ersten Mal. Barbazon wankte verdattert von der Tür weg.

Fassungslos starrte er sie an. Immerzu schüttelte er den Kopf und preßte heiser hervor: »Sie hat den Verstand verloren. Sie ist gemeingefährlich. Ich muß sie in eine Anstalt schaffen lassen, sonst bringt sie mich noch um.«

***

Great Eastern Street 13.

John Sinclair fand um die Ecke einen Parkplatz. Er stieg aus dem Bentley und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Der Antiquitätenladen hatte keine besonders attraktive Fassade.

Er war mit schwarzem Marmor eingerahmt und wirkte wie die Filiale eines Bestattungsunternehmens. Goldbuchstaben verkündeten, daß es hier ANTIQUITÄTEN zu kaufen gab. John erreichte die Tür.

Er wollte sie aufstoßen, doch sie war abgeschlossen. Erst jetzt fiel ihm der Zettel auf, der mit Klebestreifen an der Innenseite des Glases befestigt war.

»BIS AUF WEITERES GESCHLOSSEN.«

Die Buchstaben schienen in großer Eile auf das Papier geschrieben worden zu sein. Vielleicht war der Schreiber nervös gewesen, denn sämtliche Striche waren arg verzittert.

John warf einen Blick in den Laden. An der Wand hingen Gobelins. Holzputen standen auf kunstvoll verzierten Podesten.

Es gab kleine Intarsienschreibtische und alte Truhen, Spinnräder, Teetische und wertvolle Schachbretter aus Elfenbein. Aber nirgendwo konnte John den Spiegel entdecken. War er zu spät gekommen?

Im Nebenhaus gab es ein Fotogeschäft. John betrat es und fragte den Verkäufer. »Wissen Sie, wo ich Mr. Barbazon finden kann?«

»Tut mir leid, Sir«, sagte der schmale Bursche. Er trug einen weißen Arbeitsmantel. Aus der Brusttasche ragte ein braunes Brillenetui.

»Er hat einen Zettel an die Tür geklebt, auf dem ›Bis auf weiteres geschlossen‹ steht«, sagte John. »Weiß Mr. Barbazon nicht, wann er den Laden wieder öffnen wird?«

Der junge Mann zuckte mit den Achseln. »Da bin ich leider überfragt.«

John bedankte sich und ging. Er betrat das Haus, in dem Barbazon wohnte, und begab sich in den ersten Stock. Er schellte so lange an Barbazons Tür, bis der Nachbar aufmachte.

»Sie wünschen?« Ein häßlicher Alter öffnete die Tür.

»Zu Mr. Barbazon«, sagte John.

»Der ist nicht zu Hause.«

»Wissen Sie, wo er ist?«

»Seine Frau hat plötzlich den Verstand verloren. Im Klimakterium schnappt so manche Frau über. Sie wurde von einem Krankenwagen abgeholt. Mr. Barbazon ist mitgefahren.«

John verabschiedete sich und beschloß, am nächsten Tag wiederzukommen. Die Sache mit Barbazons Frau beunruhigte ihn. Sie hatte ausgerechnet zu jenem Zeitpunkt den Verstand verloren, als der Antiquitätenhändler den gesuchten Spiegel nach Hause brachte.

Zufall?

An solche Zufälle glaubte John Sinclair nicht. Er war schon zu lange Polizist, um solche Dinge auf die leichte Schulter zu nehmen. Seiner Meinung nach steckte mehr dahinter.

Der Janus bereitete seine Rückkehr vor.

***

Hektischer Betrieb im Themsehafen.

Autos hupten, Taxis fuhren so nahe wie möglich an die Gangway heran. Passagiere gingen an Bord des Ozeanriesen und winkten von der Reling ihren Freunden und Angehörigen zu.

Der Kranführer Herb Brother werkte an seinen Hebeln. Er war damit beschäftigt, all das Zeug, das die lange Fahrt nach Indien mitmachen sollte, an Bord des Dampfers zu hieven.

Brother war ein kerniger Brocken mit einem Stiernacken, mit schaufelblattgroßen Händen und einem ausladenden Kinn. Er hatte

wasserhelle Augen und einen dicklippigen Mund.

Sein Lieblingsgetränk war Bier. Er konnte es kistenweise trinken. Als er wieder nach der Dose griff und trank, was strengstens verboten war, empfing er die Strahlung des Bösen.

Er wußte nicht, was ihn so plötzlich getroffen hatte. Er merkte aber, daß er sich schlagartig änderte. Er haßte auf einmal die vielen Leute dort unten. Er haßte seinen Job, wollte den Kram einfach hinschmeißen, doch dann kam ihm eine bessere Idee.

Er stoppte den Container, der nach drüben unterwegs war.

Janus gab ihm das ein. Der Mörder mit dem Schlangenkopf wollte anscheinend seine Macht demonstrieren. Mit einem gewaltigen Paukenschlag wollte er die Menschen auf sich aufmerksam machen.

Herb Brother war zu Janus' willenlosem Werkzeug geworden. Der Kranführer tat nur noch das, was der Dämon ihm befahl. Grinsend redete Brother mit sich selbst: »Wir werden es ihnen zeigen! Wachrütteln werden wir sie! Aus allen Wolken werden sie fallen. Heulen und klagen werden sie. Und ratlos werden sie sein…« Mit fieberglänzenden Augen suchte Herb Brother sich ein Opfer aus.

Drüben auf dem Schiff brüllte jemand, er solle den Container weiterbefördern. Herb steckte den Kopf aus dem Fenster und schrie zurück: »Gleich. Ich habe Schwierigkeiten mit den verdammten Hebeln! Irgend etwas klemmt. Aber das wird sofort behoben sein!«

Er schielte dabei nach unten.

Ein Mann ging dort. Brother biß sich begeistert auf die Lippen. »Den! Den soll es erwischen!«

Er wartete und rechnete. Der Mann ging schnell… Der Container wurde so lange brauchen, um unten anzugelangen… Daraus ergab sich dieser Zeitpunkt, wo der Hebel umgelegt werden mußte.

Und schon war der Zeitpunkt da.

Herb Brother zögerte keine Sekunde. Mit beiden Händen packte er den Hebel. Und schon sauste der riesige Container wie ein Meteor in die Tiefe. Eine Frau kreischte.

Brother kicherte. Der Mann, den der Container zerquetschen sollte, warf den Kopf hoch und starrte auf die schwere Last, die auf ihn herabsauste. Er hatte keine Chance mehr.

Janus und sein Werkzeug Herb Brother feierten diese satanische Aktion als Erfolg…

Der Mann, den es erwischen sollte, war Earl Baxter. Er wäre tatsächlich verloren gewesen, wenn nicht ein anderer Mann mitbekommen hätte, was ihm zustoßen sollte.

Baxter war so schwer geschockt, daß er nicht imstande war, zu reagieren. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den herabsausenden Container an, der ihn gleich unter sich begraben würde.

Der andere Mann handelte für Earl Baxter. Er übersprang die lähmende Schrecksekunde und hetzte mit langen Sätzen auf Baxter zu. Ein kraftvoller Panthersprung. Earl Baxter fühlte sich gepackt und mitgerissen.

Er kugelte mit dem Fremden über den harten Boden, und dann landete der Container mit donnerndem Krach genau da, wo Baxter noch vor einem Herzschlag gestanden hatte.

Der Metallbehälter zerplatzte förmlich, und sein Inhalt flog aus ihm heraus, Menschen kamen gelaufen. Polizei war auch dabei. Herb Brother beugte sich oben aus dem Fenster und schrie: »Jesus, wie konnte das passieren?«

Baxter war verstört. Der Mann, der ihm das Leben gerettet hatte, half ihm auf die Beine. »Sind Sie okay?« fragte er. Er war groß und wirkte sportlich und durchtrainiert. An seiner rechten Hand trug er einen goldenen King mit einem schwarzen Stein.

Earl Baxter verzog verlegen das bleiche Gesicht. »Ich weiß nicht, ob ich in Ordnung bin. Ich denke schon. Ich danke Ihnen, Mister…«

»Ballard. Tony Ballard«, sagte der Mann.

»Earl Baxter«, nannte der Schriftsteller seinen Namen.

Eine Menschentraube umringte die beiden Männer. Herb Brother kam aus seinem Kranführerhaus heruntergeklettert. Er schüttelte immer wieder den Kopf und raufte sich die Haare. Die Leute erdolchten ihn mit ihren Augen.

Die Polizeibeamten versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen. Baxter, Ballard und Brother wurden zum Gebäude der Hafenpolizei gebracht. Der Kranführer war aus dem Häuschen.

Er beteuerte immer wieder seine Unschuld. »Das… das war kein menschliches Versagen, Leute. Der Kran war defekt. Ich bin darüber genauso entsetzt wie Sie alle. Und ich freue mich genauso wie Sie darüber, daß diesem Gentleman nichts passiert ist.«

Protokolle wurden geschrieben.

Earl Baxter wurde versichert, daß Polizeitechniker den Kran untersuchen würden.

Herb Brother jammerte immerzu: »Es tut mir ja so leid. So schrecklich leid. Ich hätte mir das Leben genommen, wenn es einen Toten gegeben hätte, denn darüber wäre ich niemals hinweggekommen.«

Nachdem die Protokolle unterschrieben waren, durften Ballard und Baxter gehen. Herb Brother wurde gebeten, noch zu bleiben. Daraufhin fing der Kranführer zu heulen an.

»Ich kann doch nichts für dieses Unglück, warum will mir denn keiner glauben?«

»Wir glauben Ihnen ja«, wurde ihm versichert.

»Warum darf ich dann nicht gehen?«

»Wir haben noch ein paar Fragen an Sie…«
Die Tür klappte hinter Tony Ballard und Earl Baxter zu.
»Die Reise fängt ja gut an«, seufzte der Schriftsteller. Vor dem Polizeigebäude drückte er Tony dankbar die Hand. »Sie sind Privatdetektiv, Mr. Ballard?«
»Ja, Aber nicht einer von der Sorte, die hinter entlaufenen Schoßhündchen herjagen.«
»Sondern?«
»Ich mache Jagd auf Geister und Dämonen.« Tony erwartete nicht, daß Baxter ihm das glaubte, aber er konnte im Gesicht des Schriftstellers keinerlei Zweifel feststellen.
»Machen Sie die Reise nach Indien etwa mit?« wollte Baxter wissen.
»Ja«, sagte Tony.
»Beruflich?«
»Der Kapitän hat mich gebeten, mitzukommen. Er hat in der Nähe von Ceylon eine rätselhafte Wahrnehmung gemacht. Die möchte er mir zeigen.«
»Dann werden wir viel Zeit haben, einander näher kennenzulernen«, sagte Earl Baxter erfreut.
Tony Ballard nickte. »Das hoffe ich.«

***

Drei Tage dauerte die Fahrt nun schon. Tony Ballard und Earl Baxter waren oft zusammen. Sie spielten Karten. Sie sprachen über ihre Berufe. Erzählten Begebenheiten aus ihrem Leben.
Die Sympathie, die die Männer auf Anhieb füreinander empfanden, wurde in diesen wenigen Tagen zu einer sich mehr und mehr vertiefenden Freundschaft. Earl Baxter bot Tony an, in seinem Haus ein paar Tage zu wohnen, ehe er die Rückreise mit dem Flugzeug antrat.
Tony Ballard nahm die Einladung gern an. Baxter erzählte ihm von dem Spiegel, den er erworben hatte, und er erwähnte auch die Geschichte, die ihm der Antiquitätenhändler dazu berichtet hatte.
»Der Mann hat selbst nicht an diese Geschichte geglaubt, aber ich halte sie für durchaus möglich«, sagte Baxter abschließend.
»Ich auch«, meinte Ballard. Er hatte in seinem jungen Leben schon Dinge gesehen, die weit über das Faßbare hinausgegangen waren. Er wußte, daß den Dämonen so gut wie nichts unmöglich war.
Und wenn es nicht Männer wie ihn, John Sinclair und Professor Zamorra gegeben hätte, die sich den Mächten der Finsternis beherzt entgegenstellten, wäre es um die Welt schlecht bestellt gewesen.
Tony nahm einen Schluck von seinem Pernod und dachte an die rätselhafte Wahrnehmung, die der Kapitän dieses Schiffes gemacht haben wollte. Man würde sehen, ob sie sich auf dieser Reise

wiederholte, oder ob der Kapitän einer Halluzination aufgesessen war.

***

Bereits am vierten Tag äußerten einige Mitglieder der Besatzung die Vermutung, auf dem Schiff würde es spuken.

Red Greene und Tommy Hodges, zwei einfache, aber recht arbeitswillige Matrosen, saßen in der Mannschaftskabine beisammen und ließen den scharfen Whisky durch ihre Gurgel laufen.

Greene war groß und kräftig. Er hatte zahlreiche Sommersprossen im Gesicht. Für jeden Punkt ein Pfund, und er wäre Millionär gewesen. Red Greene liebte die christliche Seefahrt.

Noch mehr aber liebte er die Mädchen im Hafen, wenn er Landurlaub hatte.

Die Zeit dazwischen verkürzte sich Greene mit einem täglichen Besäufnis. Und Tommy Hodges, ein junger Spund von neunzehn Jahren, hielt dabei kräftig mit, Hodges war der jüngste der Mannschaft.

Er hatte nichts gelernt, war nur von seiner frühesten Jugend an von dem Wunsch beseelt gewesen, die große weite Welt kennenzulernen. Nun erfüllte sich dieser Wunsch. Daß er dafür an Bord hart schuften mußte, störte ihn nicht. Er war kräftig und konnte tüchtig zulangen.

Jetzt streckte er die Hand aus. Red Greene gab ihm wortlos die Pulle. Er nahm einen ordentlichen Schluck. Sie hatten an diesem Tag schon mächtig einen in der Krone, aber sie dachten nicht daran, das Trinken sein zu lassen, solange noch ein Tropfen Whisky in der Flasche war.

Sie sprachen beide mit schwerer Zunge.

»Was hältst du davon, daß es im Laderaum spuken soll?« wollte Tommy Hodges wissen.

Red Greene schüttelte unwillig den Kopf. Seine Lippen glänzten feucht. »Blödsinn. Alles Quatsch.«

»Du meinst, das hat sich einer ausgedacht?«

»Aber sicher. Klar. Da hat sich einer ein Schauermärchen einfallen lassen«, grinste Greene.

»Und weshalb?«

Greene hob die Achseln. »Was weiß ich. Vielleicht, um Typen wie dir Angst zu machen.« Er kicherte.

Tommy Hodges blies seinen Brustkorb auf. »Ich habe keine Angst. Vor gar nichts. Hab’ noch nie vor etwas Angst gehabt. Und du?«

»Ich auch nicht. Ich würde in die Hölle hinuntersteigen und den Teufel beim Schwanz packen. Jawohl, das würde ich glatt tun.«

Tommy Hodges schüttelte mit gerümpfter Nase den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

»Blödmann, soll ich’s dir etwa beweisen?«

»Kannst du doch gar nicht. Wie willst du denn in die Hölle kommen,

ohne gestorben zu sein?«

Red Green nuckelte wieder an der Flasche. »Paß auf. Ich gehe ganz allein in den Laderaum und bleibe so lange drinnen, wie du willst. Ist das ein Wort?«

»Du gehst in den Laderaum, weil du davon überzeugt bist, daß sich da drinnen nichts tut«, grinste Hodges.

»Vielleicht spukt es doch.«

»Vorhin hast du gesagt, das wäre Blödsinn und Quatsch.«

»Möglicherweise war das ein wenig voreilig. Wer kann schon mit Sicherheit wissen, ob etwas wahr oder gelogen ist, ohne sich selbst davon überzeugt zu haben?«

Greene erhob sich.

Hodges schaute ihn mit seinen großen, glasigen Augen erstaunt an. »Du gehst wirklich?«

»Ein Mann, ein Wort«, sagte Greene.

»Ich komme mit. Ich will mich auch davon überzeugen, ob was Wahres an der Spukstory dran ist.«

Greene nickte. »Okay. Dann laß uns gehen.«

Sie teilten sieh die letzten Tropfen Whisky brüderlich. Dann machten sie sich auf den Weg.

***

Das Licht flackerte. Gleich darauf ging es aus. Red Greene blickte Tommy Hodges an. »Was sagst du dazu?«

Es war nicht vollkommen dunkel, sondern nur düster, denn durch einige Luken fiel Tageslicht.

»Ob das schon mit dem Spuk zusammenhängt?« fragte Hodges. Er griff in die Hosentasche, holte sein Springmesser hervor, ließ es aufschnappen und steckte es in seinen Gürtel. »Nur für alle Fälle, verstehst du?« meinte er zu Greene. »Vielleicht stellt sich heraus, daß der Geist ein ganz gewöhnlicher Irrer ist.«

Die betrunkenen Matrosen blickten sich lauernd um. Sie vernahmen das dumpfe Rollen der Maschinen. Zwischen den Containern, die im Frachtraum aufgestapelt und fachgerecht verankert waren, gab es finstere Durchgänge.

Greene verschwand in einem von ihnen.

Er tappte durch die Dunkelheit, die zwischen den Containern herrschte, und hatte das Gefühl, beobachtet zu werden.

Tommy Hodges wartete.

Mit einemmal nahm er die Sache wesentlich ernster als in der Mannschaftsunterkunft. Dort hatte er sich noch einreden lassen, daß das ganze nicht mehr als eine Geschichte war.

Aber hier.

Er fröstelte, während er wie im Fieber zu schwitzen begann. Ein

Ächzen ließ ihn erschrocken herumfahren. Aber da war nichts. Nur diesiges Licht und eine hohe Containerwand.

Dennoch glaubte er, jemand würde sich ihm nähern. Es war ein eigenartiges, ein unerklärliches Gefühl. Er fühlte sich bedroht und ballte die Fäuste, während sein glasiger Blick den Feind suchte.

Red blieb lange Zeit verschwunden.

So lange, daß Tommy Hodges sich um ihn Sorgen machte. »Red!« rief der Junge. Doch Greene antwortete nicht. »He, Red!« Wieder nichts.

Hodges wurde daraufhin nervös. Was war dem Freund zugestoßen? Wieso antwortete er nicht? Konnte er nicht mehr reden? Tommy wollte sein Messer aus dem Gürtel ziehen.

Aber es war verschwunden. Verwirrt drehte sich der junge Matrose im Kreis. Das Messer lag nirgendwo auf dem Boden. Tommy ging in die Hocke, um genauer zu suchen.

Da streifte ihn eine eisige Kälte. Ein Hauch, der ihn kräftig erschauern ließ. Mit einem spitzen Schrei schnellte er hoch. »Ist da jemand?« fragte er krächzend.

Stille. Nur das Knurren der Maschinen. Und jetzt noch etwas: Das leise Klopfen von Schritten. Sie gingen an Tommy Hodges vorbei. Ihn überlief die Gänsehaut. Niemand war zu sehen, und doch konnte der Matrose deutlich hören, wie jemand durch den Laderaum ging.

Er preßte die Kiefer hart aufeinander. Sein Atem kam geräuschvoll durch die Nase. Er starrte aus weit aufgerissenen Augen. Soeben hatte er sein Messer wiederentdeckt.

Es hing in der Luft. Die Klinge war gegen ihn gerichtet. Sein Herz übersprang vor Schreck einen Schlag. »O nein!« stieß er verstört hervor. Die Klinge senkte sich.

Tommy Hodges schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein! Großer Gott, neiiin!«

Er kreischte und wich Schritt um Schritt zurück. Sein eigenes Messer verfolgte ihn. Tommy stolperte über ein dickes Tau, das auf dem Boden lag, verlor das Gleichgewicht und fiel.

Hart knallte er auf den Boden. Und jetzt sauste das Messer auf ihn herab. Er brüllte in panischer Angst auf rollte sich blitzschnell zur Seite. Das Messer verfehlte ihn um Haaresbreite.

Tack! Mit großer Wucht bohrte es sich in den Boden. Tommy Hodges sprang entsetzt auf. Es spukte also tatsächlich im Frachtraum. Tommy hatte nicht den Mut, noch eine Minute länger hierzubleiben.

Er dachte nicht an Red. Er dachte nur an sich. Vielleicht lebte Red gar nicht mehr. Wer konnte das schon wissen? Tommy hatte große Angst, daß der Unsichtbare noch einmal mit dem Messer auf ihn losgehen würde.

Deshalb gab er schleunigst Fersengeld. Er spürte, wie er durch eine kalte Mauer rannte. Gleich darauf erreichte er die Tür. Er riß sie auf,

stürzte sich nach draußen und schleuderte die Tür hinter sich atemlos zu.

»Tommy?«

Red Greene trat zwischen den Containern hervor. Er hatte van dem schaurigen Erlebnis seines Freundes nichts mitbekommen. Nicht einmal Tommys Schreie hatte er vernommen.

Verwundert stellte Red fest, daß Tommy nicht mehr da war. Grinsend schüttelte er den Kopf. »Er hat es mit der Angst zu tun bekommen.« Greene rieb sich erfreut die Hände.

Damit würde er Tommy nun tagelang hänseln. Er wollte den Frachtraum verlassen. Da entdeckte er Tommys Messer. Verwundert blieb er stehen. »Nanu.« Er bückte sich, packte den Griff und hatte große Mühe, das Messer aus dem Holz zu ziehen.

In diesem Moment fuhr ihm eine eiskalte, unsichtbare Hand an die Kehle. Er wollte schreien, doch er brachte keinen Ton heraus. Entsetzt schlug er um sich. Aber seine Fäuste trafen niemanden.

Greene warf sich gehetzt zurück. Die kalten Finger glitten von seinem Hals ab. Er konnte wieder atmen schlug sofort einen Haken und stürmte der Tür entgegen.

Etwas griff nach seinen Beinen. Er knallte auf den Boden, rappelte sich sofort wieder hoch, erreichte die Tür und wetzte nach draußen. Als er die Tür hinter sich zuwarf, glaubte er, aus dem. Frachtraum höhnisches Gelächter zu vernehmen.

Es stimmt also doch, was man sich erzählte.

Dort drinnen spukte es. Und zwar ganz gewaltig.

***

John Sinclairs Unruhe wuchs mit jedem Tag, den er länger warten mußte. Allan Barbazon hatte seinen Antiquitätenladen immer noch nicht wieder aufgemacht. Der Mann war auch nicht in seiner Wohnung anzutreffen.

Ein neuer Fall kam dem Oberinspektor in die Quere. In einem kleinen schottischen Dorf waren Vampire aufgetaucht, die ein blutiges Regime antraten und sich ein Opfer nach dem andern holten.

John nahm seinen Freund und Kampfgefährten Suko mit, und die beiden mutigen Männer hatten alle Hände voll zu tun, um der gefährlichen Vampirbrut ein schnelles Ende zu bereiten.

Sechs Tage danach versuchte John Sinclair erneut, mit Allan Barbazon Kontakt aufzunehmen. Wieder ohne Erfolg. Da die Frau des Antiquitätenhändlers den Verstand verloren hatte, war sie sicherlich in eine Nervenklinik eingeliefert worden.

John erkundigte sich in allen Kliniken und Sanatorien nach Norma Barbazon. Doch ohne Erfolg. Er befragte den Polizeicomputer von Scotland Yard und bekam von diesem neue Adressen.

Es handelte sich hierbei um private Nervenheilanstalten. Wieder stellte er den Ärzten dieselbe Frage. Abermals bekam er überall abschlägigen Bescheid. Eine Patientin namens Norma Barbazon wurde nirgendwo behandelt.

John stand vor einem Rätsel. Ob der Spiegel damit zu tun hatte? Die Tage, die John auf diese Weise verlor, würden ihm vielleicht später fehlen. Für ihn stand inzwischen fest, daß Janus tatsächlich noch am Leben war.

Und wie es im Moment aussah, konnte niemand die Rückkehr des Dämons verhindern. Am allerwenigsten John. Solange er nicht mit Allan Barbazon gesprochen hatte, konnte er gegen Janus nicht die nötigen Schritte einleiten.

In diesen Tagen machte sich John bei seinen Freunden und Kollegen rar. Er hatte ein schwieriges Problem am Hals, und bevor das nicht gelöst war, konnte er seines Lebens nicht mehr froh sein.

Daß sich der gesuchte Spiegel bereits auf dem Weg nach Indien befand, ahnte John Sinclair zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Aber er würde es erfahren.

Später…

***

Sie hatten den Suez-Kanal passiert und verließen den Golf von Aden. Nun ging es mit Volldampf in den Indischen Ozean. Tony Ballard hatte gute Ohren, und so erfuhr er eines Tages von dem Spuk im Frachtraum.

Er unterhielt sich darüber mit Red Greene und Tommy Hodges. Die beiden waren ziemlich einsilbig. Sie wollten an ihr schreckliches Erlebnis nicht mehr erinnert werden.

»Hören Sie«, sagte Greene, die Brauen hatte er nachdenklich zusammengezogen. »Was immer man Ihnen erzählt hat, es ist erfunden. Tommy und ich waren schwer besoffen, als wir den Laderaum aufsuchten. Wir haben uns das vermutlich alles nur eingebildet.«

»Okay«, sagte Ballard ernst. »Und was habt ihr euch eingebildet?«

»Daß sich dort unten jemand aufhält, den man nicht sehen kann«, sagte Tommy Hodges. »Mir war, als hätte mir dieser Bursche mein Messer geklaut, um hinterher damit nach mir zu stechen. Jetzt bin ich nüchtern und weiß, daß so etwas unmöglich ist.«

»Unmöglich. Und trotzdem zittern Ihre Hände immer noch, wenn Sie sich bloß daran erinnern«, sagte Ballard.

»Meine Hände zittern immer«, behauptete Tommy. Er versteckte sie schnell hinter seinem Rücken. »Das kommt vom vielen Whisky, Sie verstehen?«

»Ich würde mich gern mal im Frachtraum umsehen«, sagte Tony.

Greene schüttelte mit geschürzter Unterlippe den Kopf. »Nichts zu machen, Sir. Unbefugten ist der Zutritt untersagt.«

Tony lächelte. »Ich bin davon überzeugt, der Kapitän wird in meinem Fall eine Ausnahme machen.«

»Darauf würde ich nicht bauen«, erwiderte Greene.

Tony ließ die beiden auf dem Achterdeck stehen und begab sich zum Kapitän auf die Brücke. Er bekam die Erlaubnis, die er haben wollte, und eilte daraufhin zum Frachtraum.

Er merkte sofort, daß hier drinnen irgend etwas nicht stimmte. Was Tommy Hodges erlebt hatte, konnte ein Geist ohne Mühe mittels Teleportation geschafft haben. Die Kraft des Bösen verfügte über unzählige Register, die sie mit Vergnügen zog, um die Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Tony Ballard durchmaß den Frachtraum mit festem Schritt. Auch diesmal ging das Licht fast schlagartig aus. Tony ging in Kampfstellung. Er rechnete damit, daß jetzt gleich etwas passieren würde.

Doch vorläufig blieb alles friedlich.

Er konnte nicht sehen, wie unsichtbare Hände ein Tau zu einer Schlinge banden. Dies geschah lautlos in der Dunkelheit zwischen den Containern. Sobald die Schlinge fertig war, schwebte sie aus dem schwarzen Schatten heraus.

Sie näherte sich dem Detektiv von hinten. Tony versuchte den verborgenen Spuk zu reizen, indem er mehrere Formeln der Weißen Magie sprach. Er befahl dem Unsichtbaren, sich zu zeigen. Worte aus der Kabbala sollten diesen Befehl kräftigen, doch Ballard hatte damit keinen Erfolg.

Der Unhold trat nicht in Erscheinung.

Er führte die Schlinge mit der Kraft seines bösen Willens immer näher an Ballard heran. Das Tau berührte nun schon beinahe Tonys Hinterkopf. Es schwebte gleich darauf waagrecht über dem Dämonenhasser.

Und in der nächsten Sekunde fiel es über Ballards Kopf. Der Detektiv reagierte sofort. Aber zu spät. Die Schlinge zog sich mit einem kraftvollen Ruck zu. Tony wurde brutal die Luft genommen.

Er verspürte einen heftigen Schmerz in seinem Hals. Die Schlinge zog Tony nach oben. Ihm wurde schwarz vor den Augen. Er stieß mit seinem magischen Ring nach allen Seiten, doch die Schläge verpufften wirkungslos.

Seine Rechte zuckte daraufhin hoch. Jeden Augenblick würde er ohnmächtig werden. Die Gehirnzellen sterben, wenn ihnen das Blut keinen Sauerstoff mehr zuführt…

Jede weitere Sekunde konnte über Leben und Tod entscheiden. Tonys Ring traf das Tauende. Die Kraft, die in dem schwarzen magischen

Stein wohnte brach die vernichtende Kraft des Bösen.

Es war, als hätte Tony Ballard das Tau gekappt. Das Ende fiel schlaff herab. Die Schlinge lockerte sich. Tony konnte wieder atmen. Er tat es gierig, während er sich wütend die Schlinge vom Hals riß und zu Boden schleuderte.

Aggressiv suchte er nach der Wurzel des Übels. Trotz des schmerzenden Pochens im Hals versuchte er, herauszufinden, wo sich das Böse verborgen hielt.

Doch es war ihm nicht möglich, den Spuk zu orten. Drei volle Stunden verbrachte er damit, den Unheimlichen zu finden. Er wandte alle Tricks an, um die unsichtbare Bestie aus der Reserve zu locken.

Vergeblich.

Der Unsichtbare verkroch sich irgendwo, schirmte sich magisch ab und gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Verdrossen verließ Tony Ballard den Frachtraum. Er nahm sich vor, in den nächsten Tagen wiederzukommen.

Aber auch später sollte ihm im Laderaum kein Erfolg beschieden sein.

***

Drei Wochen blieb der Antiquitätenladen geschlossen. Am Ende der dritten Woche – John Sinclair wagte schon nicht mehr zu hoffen, eine offene Ladentür anzutreffen – war der Zettel mit den Worten »BIS AUF WEITERES GESCHLOSSEN« verschwunden.

Erfreut nahm der Oberinspektor dies zur Kenntnis. Er betrat Allan Barbazons Geschäft. Ein blasser Mann trat ihm entgegen und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

»Mr. Barbazon?« fragte John.

»Ja.«

»Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.« John wies sich aus.

Barbazon streifte den Ausweis nur mit einem flüchtigen Blick. »Was kann ich für Sie tun, Oberinspektor?« Der Antiquitätenhändler trug einen schwarzen Anzug und einen schwarzen Schlips. Trauer.

»Seit drei Wochen versuche ich Sie zu erreichen«, sagte John.

»Tut mir leid. Ich war nicht in London.«

»Das ist mir bekannt. Man hat mir gesagt, daß Ihre Frau…«

»Meine Frau ist tot«, sagte Barbazon gepreßt. Seine Augen wurden feucht. Er blickte zu Boden und seufzte schwer.

»Mein aufrichtiges Beileid«, sagte John. »Was ist passiert?«

»Ihr Geist hat sich vor drei Wochen plötzlich verwirrt. Sie wollte mich umbringen. Ich ließ sie von einem Krankenwagen abholen. Man brachte sie in eine geschlossene Anstalt. Ich habe mir den Betrieb angesehen und sofort entschieden, daß meine Frau da nicht bleiben

darf. Die Kranken wurden in diesem Haus wie die Tiere behandelt. Das wollte ich Norma nicht antun. Ich brachte sie in ein Schweizer Sanatorium. Es hat mich eine Menge Geld gekostet, aber Norma war meine Frau.«

Jetzt war John klar, weshalb er Allan Barbazon nicht angetroffen hatte.

Der Antiquitätenhändler erzählte, daß er die meiste Zeit bei seiner Frau gewesen war.

Und er fuhr mit heiserer Stimme fort: »Es… es sah so aus, als befände sie sich auf dem Wege der Besserung. Ich freute mich maßlos darüber. Die Ärzte machten mir Hoffnung. Doch dann kam der Rückfall… Norma fiel wieder über mich her. Und als es ihr nicht gelang, mich zu töten, nahm sie sich das Leben. Sie sprang aus dem Fenster.«

Allan Barbazon holte umständlich ein Taschentuch aus seinem Jackett und putzte sich geräuschvoll die Nase.

John erklärte dem Mann, daß er wegen jenes Spiegels gekommen sei, den Barbazon auf der Auktion ersteigert hatte.

Barbazon verlor daraufhin alles Blut aus den fahlen Wangen. Er starrte an John Sinclair vorbei und flüsterte: »Der Spiegel. Dieser gottverdammte Spiegel! Er ist an allem schuld.«

John erfuhr, welchen schrecklichen Einfluß der Spiegel auf Barbazons Frau gehabt hatte. Der Antiquitätenhändler berichtete haarklein, welchen Ärger es um den Spiegel gegeben hatte.

»Ich war froh, ihn bereits am nächsten Tag verkaufen zu können«, sagte er niedergeschlagen.

Janus! dachte John Sinclair mit grimmiger Miene. Der Dämon setzte jetzt bestimmt seine Greueltaten fort.

»Wem haben Sie den Spiegel verkauft?« fragte John schnell.

»An einen Mann namens Earl Baxter. Einen Schriftsteller.«

»Haben Sie seine Adresse?«

»Leider nein. Wieso interessieren Sie sich so sehr für den Spiegel?« wollte Barbazon wissen.

John erzählte ihm vom Janus.

Der Antiquitätenhändler riß die Augen auf. »Norma sprach immer von ihrem ›Meister‹. Hat sie damit ihn gemeint?«

John nickte. »Er hat Ihre Frau in seinen. Bann geschlagen.«

»Dann ist er daran schuld, daß Norma jetzt nicht mehr lebt«, knirschte Barbazon.

»So ist es«, bestätigte John.

»Sie müssen ihn vernichten, Oberinspektor.«

»Das habe ich vor. Aber dazu muß ich wissen, wo sich der Spiegel befindet.«

Allan Barbazon nannte dem Geisterjäger die Adresse des Hotels, in dem Earl Baxter gewohnt hatte. »Vielleicht können Sie da erfahren,

wo Baxter zu Hause ist.«

John suchte das Hotel unverzüglich auf. Dort erfuhr er, daß der Schriftsteller Earl Baxter vor drei Wochen per Schiff nach Indien zurückgefahren war. Der Oberinspektor bekam Baxters Anschrift in Kalkutta.

Nun rollte der Stein, und John wollte dafür sorgen, daß er nicht mehr zum Stehen kam. Der Stein sollte Janus zermalmen und für ewig zur Hölle schicken. Um dieses Ziel zu erreichen, fuhr John sogleich zum Yard.

Er wirbelte in das Vorzimmer seines Büros. Die schwarzhaarige Glenda Perkins – hübsch und strahlend wie ein Frühlingsmorgen – lächelte ihn mit ihren blitzweißen Zahnen freundlich an.

Sie wußte, wo John gewesen war und fragte ihn: »Erfolg gehabt?«

»Endlich ja«, sagte John. Er wies auf das Telefon. »Fragen Sie beim Chef an, ob er für mich Zeit hat.« Dann zog er sich in sein Büro zurück, um einige wichtige Telefonate zu führen.

Der Chef hatte Zeit.

John fuhr mit dem Lift hoch und betrat wenig später das Allerheiligste von Superintendent Powell. Der sechzigjährige Mann mit den dicken Brillengläsern nickte John wohlwollend zu.

Powell hatte leichtes Übergewicht, war mittelgroß und hatte dünnes braunes Haar. Er schien von Sprudelwasser und Magentabletten zu leben. Beides befand sich ständig auf seinem Schreibtisch, an dem er souverän regierte.

»Setzen Sie sich, John.«

»Vielen Dank, Sir.« John nahm Platz. Er schlug die langen Beine übereinander und legte sofort los. »Ich muß dringend für ein paar Tage weg, Chef.«

»Ein paar Tage? Das ist ein dehnbarer Begriff.«

»Wie lange ich wegbleiben werde, weiß ich noch nicht.«

»Wohin, wollen Sie denn?«

»Indien. Kalkutta, um genau zu sein.«

Powells große Augen weiteten sich erstaunt. »Was um aller Welt wollen Sie in Kalkutta?«

»Erinnern Sie sich an den Mörder mit dem Januskopf?«

»Natürlich. Sie haben ihn vorbildlich zur Strecke gebracht.«

John nickte grimmig. »Das dachte ich auch. Aber der Janus lebt noch.«

»Im Ernst?«

»Sein Geist hat den zerstörten Körper verlassen und sich in dem Spiegel verborgen, den ich ihm vorgehalten habe. Damit habe ich nicht gerechnet. Ich dachte, dieses leidige Kapitel wäre damit zu Ende, aber das war leider ein Trugschluß.«

»Wie kamen Sie darauf?« wollte Powell interessiert wissen.

»Ich las über wahre übersinnliche Fälle in einem Buch. Darin war von einer Medusa die Rede, die denselben Trick wie Janus angewandt hatte. Das brachte mich auf den Gedanken, der Dämon könnte noch am Leben sein. Ich wollte sofort den Spiegel zerstören, um Janus eine Rückkehr unmöglich zu machen. Doch der Spiegel war inzwischen nach Indien verkauft worden. An einen Schriftsteller namens Earl Baxter. Der Mann wohnt in Kalkutta. Er hat keine Ahnung, daß er eine magische Zeitbombe mit nach Hause bringt. Janus wird seinen Spiegel verlassen. Er wird sich einen Wirtskörper aussuchen und sein schreckliches Tun wiederaufnehmen.«

Als Beweis dafür, daß Johns Vermutung richtig war, berichtete der Oberinspektor seinem Chef von dem Schicksal, das Norma Barbazon ereilt hatte.

Daraufhin fragte Powell: »Wann wollen Sie fliegen?«

»Meine Maschine geht in eineinhalb Stunden.«

Der Superintendent erhob sich. Er streckte John die Hand über den Schreibtisch entgegen und sagte: »Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, John.«

John stand auf und ergriff die Hand. »Danke Chef.«

Er fuhr nach Hause, um sich auf den neuerlichen Waffengang gegen Janus vorzubereiten. Er nahm seine Beretta, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, mit. In seinem Spezialkoffer befanden sich eine Eichenbolzen verschießende Luftpistole, ein geweihter silberner Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte und außerdem mit Symbolen der Weißen Magie versehen war. Außerdem packte Sinclair magische Kreide und eine Gnostische Gemme ein.

Vor seiner Abreise besorgte sich John noch zwei Sonnenbrillen mit Spiegelgläsern – eine davon war als Reservebrille gedacht.

Es war tödlich, Janus anzusehen.

Mit den Spiegelgläsern hoffte John denselben Effekt zu erzielen, wie wenn er Janus erneut einen Spiegel vorhielt. Die ausgesandten Kräfte des Bösen würden von den kleinen Spiegeln zurückgeworfen werden. Damit rechnete John fest.

Eine halbe Stunde vor dem Abflug traf John Sinclair auf dem Airport ein. Und dann war er auf dem Weg nach Indien, um Janus den endgültigen Todesstoß zu versetzen…

***

Kalkutta liegt am linken Ufer des Hooghly, 130 Kilometer vom Golf von Bengalen entfernt, und hat etwa vier Millionen registrierte Einwohner. Infolge der zahllosen aus Ostpakistan eingewanderten Flüchtlinge und sonstigen Zuwanderer mag jedoch die wirkliche Einwohnerzahl sieben bis acht Millionen Menschen betragen. Damit ist Kalkutta die bei weitem größte Stadt Indiens.

Earl Baxters Haus stand am Stadtrand und glich einem Miniaturpalast.

Er hatte ihn zu einem günstigen Preis erworben. Während seiner Abwesenheit sah sein Diener Nadir hier nach dem rechten.

Nadir war ein zuverlässiger, schweigsamer Inder. Er trug einen kunstvoll geschlungenen Turban auf dem Kopf, hatte ein schmales Gesicht mit olivfarbener Haut und dunkle, wie Glaskugeln glänzende Augen.

Die rätselhafte Wahrnehmung, die der Kapitän in der Nähe von Ceylon gemacht haben wollte, wiederholte sich nicht. Tony Ballard war den ganzen Tag auf der Kommandobrücke geblieben und hatte gemeinsam mit dem Kapitän Ausschau gehalten, ohne etwas zu entdecken.

Dadurch hatte Tony ein paar Tage mehr Zeit, die er gemeinsam mit Earl Baxter verbringen wollte, wie es ihm angeboten worden war.

Nadir begrüßte seinen Herrn ergeben.

Baxter legte seine Hand auf Tonys Schulter und sagte zu Nadir: »Dies ist Tony Ballard, ein Freund. Er hat mir im Hafen von London das Leben gerettet.«

»Eine lobenswerte Tat, Sir«, sagte Nadir zu Tony.

»Mr. Ballard wird einige Tage unser Gast sein«, bemerkte Earl Baxter. »Sieh zu, daß es ihm an nichts fehlt.«

Der Diener nickte. »Ich werde Mr. Ballard den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen.«

Baxter zeigte Tony das Gästezimmer. Eine Stunde danach packte der Schriftsteller den Spiegel aus, den er in London gekauft hatte. Nadir spürte beim Anblick des Spiegels einen kurzen schmerzhaften Stich im Herz.

Er ächzte.

Baxter blickte ihn erstaunt an. »Ist dir nicht gut, Nadir?«

»Doch, doch. Es ist nichts, Sir. Nichts von Bedeutung.«

Janus hatte mit dem Diener Kontakt aufgenommen, ohne daß die anderen etwas davon bemerkten. Baxter wandte sich an Tony Ballard. Er hob den Spiegel hoch und fragte den Gast, wo er das schöne Stück aufhängen würde.

Sie suchten gemeinsam einen geeigneten Platz und fanden ihn in der Halle, gleich neben den beiden gekreuzten Samurai-Schwertern, die Baxter aus Tokio mitgebracht hatte, als er da einmal geschäftlich zu tun gehabt hatte. Es war damals um die japanischen Veröffentlichungsrechte für einen seiner Romane gegangen.

Nadir mußte einen Haken einschlagen.

Der Inder war von dem Spiegel fasziniert. Immer wieder blickte er zu ihm hin, und sein Mund wurde zu einem grausamen, harten Strich.

Earl Baxter machte aus dem Aufhängen des Spiegels eine kleine

Zeremonie. Er erzählte seinem Diener die Geschichte, die ihm Allan Barbazon berichtet hatte, und die mit diesem alten Stück verknüpft sein sollte.

Dann wies er auf die beiden Samuraischwerter und sagte zu Ballard: »An diesen Schwertern soll tatsächlich Menschenblut kleben. Schaurig, wie?«

Nadir wischte sich nervös über die Augen.

Er brannte darauf, mit dem Spiegel allein zu sein. Es war wie eine Sucht, der er sich nicht mehr entziehen konnte. Ein gefährlicher Keim hatte sich in seiner Brust festgesetzt.

Ein Keim, der erschreckend schnell zu wachsen begann, und Nadir darauf vorbereitet, der geeignete Wirtskörper für Janus zu werden. Von ihm wollte der Dämon Besitz ergreifen.

In ihm wollte er schon bald wohnen und unerkannt das tun, wozu er aus den Dimensionen des Schreckens zur Erde hochgestiegen war. Dabei kam es ihm äußerst gelegen, mit Tony Ballard, dem Dämonenhasser, unter einem Dach zu wohnen.

Janus hatte längst den Entschluß gefaßt, Ballard zu töten. Und irgendwann, wenn er in diesem Land chaotische Zustände heraufbeschworen hatte, wollte er nach London zurückkehren und den Geisterjäger John Sinclair zur Strecke zu bringen.

Er hatte gelernt. Er würde nicht wieder Menschen für sich arbeiten lassen. Diesmal wollte er sich selbst um Sinclair kümmern. Er war zuversichtlich, daß er dem Oberinspektor eine schmachvolle Niederlage bereiten konnte.

Die Dämmerung setzte ein.

Baxter begab sich mit Ballard in den Salon, um mit seinem Gast einen Drink zu nehmen.

Endlich war Nadir mit dem Spiegel allein. Der Inder breitete die Arme davor aus und murmelte: »Herr, ich bin mir dieser Auszeichnung voll bewußt. Komm. Ich nehme dich gerne in mir auf…«

***

Die Maschine landete gegen sechzehn Uhr auf dem Dum Dum Airport von Kalkutta. Die Zollformalitäten waren schnell erledigt. John Sinclair verstaute sein Gepäck erst einmal in einem Schließfach, nahm dann im Flughafenrestaurant eine kleine Erfrischung zu sich, denn es war drückend heiß, und schickte sich anschließend an, einen Leihwagen für sich zu organisieren.

Auf dem Weg zum Avis-Schalter fielen ihm zwei Männer auf, die ihm offenbar folgten. Es waren Inder. Sie trugen diese einfachen Nehru-Anzüge, waren schlank und hochgewachsen.

John erinnerte sich, daß er die beiden Kerle auch schon im

Flughafenrestaurant gesehen hatte. Sie schienen nicht bloß zufällig denselben Weg wie er zu haben.

Sie schienen mit voller Absicht hinter ihm her zu sein. John konnte sich beim besten Willen nicht erklären, was die Inder von ihm wollten. Um ganz sicherzugehen, daß die Männer sich für ihn interessierten, bestieg er eine Rolltreppe. Er fuhr hoch, beschrieb einen Kreis und fuhr an einer anderen Stelle wieder hinunter.

Die Inder machten alles mit.

Das war der Beweis, den John haben wollte. John blieb daraufhin stehen. Er hatte die Absicht, auf seine Schatten zu warten und sie zur Rede zu stellen. Möglicherweise verwechselten sie ihn mit jemandem.

Dann hätte sich der Irrtum schnell aufklären lassen. Aber die Kerle kamen nicht näher. Der eine studierte angestrengt die Flugzeiten. Der andere las am Kiosk die Schlagzeilen.

John legte es nun darauf an, die Verfolger abzuhängen. Er stürzte sich in den ärgsten Tumult, wechselte von einem Flugschalter zum anderen, lief im Zickzack durch das riesige Gebäude und erreichte auf Umwegen schließlich den Leihwagenschalter.

Dort mietete er eine weiße De-Soto-Limousine. Sie war in der angebauten Garage abzuholen. Als John sich in den Wagen setzte, wurde auf der Beifahrerseite plötzlich die Tür aufgerissen.

Eine Pistolenhand schoß dem Oberinspektor entgegen. »Keine Bewegung!« zischte jemand auf englisch. »Hände vom Lenkrad!«

John mußte gehorchen…

***

Nadir starrte den unheimlichen Spiegel fasziniert an. Das Glas wurde mit einemmal wellig. Wie die Oberfläche einer Pfütze, in die man einen Stein geworfen hat.

Ein silbriger Glanz legte sich darüber. Nadir konnte sich selbst nicht mehr sehen. Dafür wurden die Konturen eines anderen Gesichts allmählich deutlicher. Ein abstoßender, kantiger Schädel war das.

Ein grauenerregendes Gesicht zeigte sich dem Inder. Leblos und kalt wie Stein. Grau und rissig bot es sich den Blicken des Dieners dar. Nur die Augen leuchteten in einem tiefen Goldrot.

Auf dem Kopf hatte die Erscheinung keine Haare. Dafür tummelten sich auf der Stirn kleine Schlangen, die aussahen wie häßliche Würmer.

Das Gesicht, das nun klar und deutlich im Spiegel zu erkennen war, bewegte sich. Das war Janus, der gefährliche Dämon. Ein zufriedenes Grinsen huschte über seine groben Gesichtszüge.

»Nadir«, knurrte der Dämon.

»Ja, Herr. Ich bin dein Diener.«

»Dein Körper und mein Geist werden eine untrennbare Verbindung

eingehen.«

»Das will ich, Herr«, krächzte der Diener begeistert. »Das will ich.«

Nadir sah, wie sich die schreckliche Physiognomie vom Spiegel abhob. Er wich davor nicht zurück. Wie angewurzelt blieb er stehen. Er hatte keine Angst. Im Gegenteil.

Nichts Herrlicheres als das hätte ihm widerfahren können. Starr wartete er auf den Moment, wo er eins werden würde mit dem mächtigen Dämon. Sein Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen.

Das abscheuliche Gesicht schwebte auf ihn zu. Es legte sich gleich wie eine weiche Gummimaske auf seine Züge und prägte diese nach dem dämonischen Vorbild.

Der Inder ächzte, als die Höllenhitze des Dämon in seinem Körper explodierte. Er schwankte und mußte sich an die Wand lehnen. Sein Gesicht war nun das des Janus.

Nadir war jetzt Janus. Der Wunsch des Dämons hatte sich erfüllt. Er besaß nun einen neuen Körper und würde sich daraus nicht mehr vertreiben lassen. Schritte.

Nadir drehte den Januskopf nach hinten und sah nun wieder so aus wie früher. Earl Baxter trat aus dem Salon. Er bat den Diener, sich um das Abendessen zu kümmern, und Nadir eilte davon.

Janus’ Zeit war angebrochen!

***

Zwei Männer setzten sich in die De-Soto-Limousine. Inder. Sie grinsten breit. John erkannte in ihnen die Kerle wieder, die ihn verfolgt hatten. Der größere von ihnen hielt die Pistole in seiner Hand.

»Darf man fragen, was das soll?« erkundigte sich John Sinclair ärgerlich.

»Fahr erst mal los!« verlangte der Pistolenmann.

»Und wohin?«

»Ich sag’s dir schon.«

John fuhr aus der Garage. Der Flugplatz blieb hinter ihnen zurück. John durfte nicht Richtung Kalkutta fahren, sondern mußte an einer Zuckerrohrplantage vorbeifahren. Nach etwa dreißig Minuten sollte er auf einem Feld anhalten.

»Was nun?« fragte er grimmig.

»Steig aus!« verlangte der Pistolenmann.

»Ich denke nicht daran!« entgegnete der Geisterjäger eigensinnig.

Daraufhin setzte ihm der Inder die Waffe blitzschnell an den Kopf und fauchte: »Okay. Dann schieße ich dich eben aus dem Wagen.«

Nun stieg John doch aus dem Wagen. Die beiden Inder verließen den De-Soto ebenfalls. Sie kamen um den Wagen herum. John lauerte auf seine Chance.

»Seid ihr sicher, daß ihr es auf mich abgesehen habt?« fragte er die Kerle.

Sie grinsten unverschämt. »Du bist Sinclair, der Geisterjäger.«

»Kann schon sein.«

»Das kann nicht bloß sein, das ist so. Wir waren beim Zoll, als du dich ausgewiesen hast.«

In Johns Kopf arbeitete es hektisch. In seinem Reisepaß war sein Beiname nicht vermerkt. Woher wußten diese beiden Männer also davon, daß man ihn den Geisterjäger nannte?

Die Inder hauten sich vor ihm auf. Sie wollten wissen, was er in ihrem Land wollte. John behielt die Pistole im Auge, während er sagte, daß er zu seinem Vergnügen nach Indien gekommen sei.

Der Kerl mit der Pistole schüttelte grinsend den Kopf. »Das nehmen wir dir nicht ab, Geisterjäger.«

»Und warum nicht?«

»Weil du deinen Spezialkoffer mitgebracht hast.«

Die Burschen wußten hervorragend über ihn Bescheid. John staunte. Er spannte seine Muskeln an, um die Kerle zu attackieren. Im Augenblick rechneten sie bestimmt nicht damit, daß er einen Angriff wagen würde.

Ihre Schrecksekunde würde für ihn ein ungemein wichtiger Zeitvorteil sein. Viele Fragen waren noch offen. John wollte sie später klären. Wenn er die beiden überrumpelt hatte.

Sein Bein zuckte hoch. Er traf das Handgelenk des Pistolenmannes. Die Waffe flog davon. John holte sie sich und richtete sie auf die Inder. Wut verzerrte ihre dunklen Gesichter.

Der größere zischte: »Waffe weg, Sinclair. Damit richtest du gegen uns nichts aus.«

»Wieso? Seid ihr etwa unverwundbar?« spottete John. »Ich warne euch. Wer jetzt nicht gleich artig die Arme hebt, bekommt meine Entschlossenheit zu spüren!«

Der größere hob nicht die Arme. Er blieb auch nicht stehen. Obwohl John die Waffe auf den Inder richtete, ging er langsam auf ihn zu.

»Du denkst wohl, ich mache Spaß«, sagte John schneidend.

»Ich habe keine Angst vor einer Kugel.«

»Solltest du aber haben. Ich bin ein ausgezeichneter Schütze.«

»Das weiß ich.«

»Was weißt du noch?« fragte John.

»Daß du Indien nicht lebend verlassen wirst.« Zischend warf der Kerl sich auf den Geisterjäger. John zog den Stecher der Waffe durch. Er hatte nicht die Absicht, den Angreifer zu töten.

Es genügte, wenn er ihn kampfunfähig schoß. Die Kugel fuhr dem Mann in die Schulter. Die Wucht des Aufpralls riß ihn zurück. John sah das Loch im Nehru-Anzug.

Doch der Inder blutete nicht. Und plötzlich fiel es John wie Schuppen von den Augen. Diese Kerle brauchten keine Angst vor einer Pistolenkugel zu haben. John war auf einmal auch klar, woher sie wußten, daß er den Beinamen Geisterjäger hatte.
Er hatte keine Menschen vor sich.
Dämonen hatten ihm die unfreundliche Begrüßung bereitet.

***

Sie zeigten sofort, was sie konnten. Heulend verwandelten sie sich. Die Metamorphose dauerte nur wenige Augenblicke. Nun hatten sie abstoßende Fratzen mit hängenden Lefzen, die ein blitzendes, kräftiges Raubtiergebiß entblößten. Ihre Arme waren zu Schlangen geworden.
Die geschuppten Reptile rissen ihr riesiges Maul weit auf und schnappten nach dem Geisterjäger. John Sinclair brachte sich vor den Schlangenarmen der Dämonen mit einem weiten Satz in Sicherheit.
Er versuchte den Wagen zu erreichen, doch der kleinere Unhold schnitt ihm den Weg ab. John schleuderte ihm die Pistole ins Gesicht. Er unterlief den Mann, packte ihn, drehte ihn herum und versetzte ihm einen derben Tritt.
Die beiden Schlangenköpfe schnellten in Johns Richtung. Sie verfehlten seinen linken Arm nur knapp. Johns Tritt beförderte den Dämon vom De-Soto weg. Ein Sprung.
John saß im Wagen. Aber er schaffte es nicht mehr, die Tür zu schließen. Zischend raste ein Schlangenarm auf ihn zu. Er warf sich keuchend zur Seite. Der häßliche Reptilkopf wischte an seiner Wange vorbei.
Er schlug mit der Handkante danach. Dabei entging ihm, daß nun der zweite Schlangenarm auf ihn zustieß, und der wurde ihm noch in derselben Sekunde zum Verhängnis.
Das Untier schlug ihm die dolchartigen Zähne in den Nacken. Er spürte einen wahnsinnigen Schmerz, als hätten sich glühende Nadeln in sein Fleisch gebohrt. Ächzend preßte er die Kiefer aufeinander.
Eine sengende Hitze zog sich durch seine Nervenbahnen. Die Atemwege waren schlagartig blockiert. Er wollte den Wagen in Gang setzen, doch die Schwarze, die auf ihn zuraste, war schneller.
Stöhnend brach er zusammen.

***

Yahan zeigte seinem Freund Haidar die Hände. »Sieh dir das an«, jammerte er. »Sie zittern wie Kuhschwänze. In meinem Bauch hocken Ratten und fressen die Eingeweide auf. Ich halte das einfach nicht mehr länger aus. Du hast gesagt, ich könnte mir bei einem Geschäft bald ein paar müde Rupien verdienen.«
Haidar zuckte ärgerlich mit den Achseln. »Was kann ich denn dafür,

wenn das Geschäft nicht geklappt hat? Denkst du, ich bin besser dran? Mir geht es genauso dreckig wie dir. Aber ich jammere nicht wie ein altes, zahnloses Weib.«

Die beiden hockten am Ufer des Hooghly und starrten in das Wasser. Sie waren in Lumpen gekleidet, hatten hohle Wangen und kranke Augen, die in tiefen, schattigen Höhlen glänzten. Yahan und Haidar waren opiumsüchtig.

Mit vierzehn hatten sie ihr erstes Pfeifchen geraucht, heute waren sie zwanzig und hatten keine Zukunft mehr. Der Mann, von dem sie ihr Opium bekamen, war ein hartherziger Mensch.

Er rückte mit dem Traumzeug nur heraus, wenn man gleich bezahlen konnte. Alles Flennen und Winseln nützte nichts. Man konnte ihn nicht weichmachen. Er war ein Kerl mit einer Registrierkasse in der Brust.

»Ich habe schreckliche Schmerzen«, stöhnte Yahan.

»Die habe ich auch.«

»Verdammt dann laß dir etwas einfallen, wie wir zu Geld kommen. Überfallen wir meinetwegen irgend jemand. Ich bin bei allem dabei, wenn es nur ein paar Rupien einbringt.«

»Hast du deine Schwester schon um Geld gebeten?« fragte Haidar.

»Sie hat mich rausgeschmissen. Und ihr Mann, mein verdammter Schwager, hat nur Prügel angedroht, wenn ich noch einmal meinen Fuß über die Schwelle seines Hauses setze.«

»Auf dem Bahnhof – Koffer klauen…«

Yahan schüttelte verzweifelt den Kopf. »Dazu braucht man Kraft, um schnell laufen zu können, wenn etwas schiefgeht. Ich habe diese Kraft nicht mehr.«

»Darm vielleicht ein Einbruch…«

Yahan nickte. »Das könnte ich zur Not noch schaffen. Aber wir müßten Dinge mitgehen lassen, die wir schnellstens zu Geld machen können. Kennst du einen Hehler?«

»Mehrere.«

»Gut. Und wo wollen wir einbrechen?« fragte Yahan gespannt. Er fuhr sich mit der Hand über die Nase und schnüffelte.

»Kennst du das Haus von diesem englischen Schriftsteller? Ich glaube Earl Baxter heißt er.«

»Ist bei dem was zu holen?«

»Garantiert. Der Mann hat eine Menge Geld.«

Yahan erhob sich sofort. Er massierte seine steifen Schenkel. »Dann laß uns zu ihm gehen. Wenn wir Glück haben, können wir noch heute nacht etwas verkaufen.«

***

Er war Dämonen in die Falle gegangen, die ihn erkannt hatten. John

Sinclair war nicht nur den Dämonen in England bekannt. Seinen Namen kannte man bis in den letzten Winkel der Hölle.

Alle Unholde, die von da auf die Erde gesandt wurden, wußten, daß sie sich vor diesem Mann in acht nehmen mußten. Er konnte ihnen sehr gefährlich werden.

Das hatten viele von ihnen bereits am eigenen Leibe erfahren. Aus diesem Grund hatten die beiden Dämonen, die sich ganz zufällig auf dem Dum Dum Airport aufgehalten hatten, sofort gehandelt.

Und sie hatten Erfolg gehabt. John Sinclair, der gefürchtete Geisterjäger, befand sich in ihrer Gewalt. Als John die Augen aufschlug, hatte er das Gefühl, Eiswasser würde durch seine Adern rollen.

Das war das Gift des Bösen, das ihm beim verhängnisvollen Biß der Schlange eingespritzt worden war. Er lag auf dem Boden, wie erfroren. Konnte sich nicht bewegen.

Wasser tropfte irgendwo in eine Pfütze. Ping-ping-ping… Er befand sich in einem Kellergewölbe. Das Eis in seinen Gliedern verhinderte jede Bewegung.

Nicht einmal den Kopf konnte er heben. In seinem Genick hämmerte ein stechender Schmerz, der sich bis zum Hinterkopf hinaufzog. Sie hatten ihn nicht gefesselt, hielten es nicht für nötig.

Sie vertrauten auf ihr Gift. John fragte sich, weshalb sie ihn nicht getötet hatten. Aber das wäre ihnen zu einfach gewesen. Sie wollten ihn wahrscheinlich mit großem Trara verabschieden.

John nahm alle Kraft zusammen, um Wärme in seine Knochen zu bringen. Er konzentrierte sich auf das geweihte Silberkreuz, das er auf seiner Brust trug und flüsterte mehrere Beschwörungsformeln.

Als er merkte, daß die Kälte etwas abnahm, machte er hoffend weiter. Es mußte ihm gelingen, freizukommen. Vermutlich bereiteten die Dämonen bereits alles für seine Hinrichtung vor.

Wenn sie ihre Vorbereitungen abgeschlossen hatten, mußte er spätestens frei sein. Sonst war er rettungslos verloren. John murmelte Formeln der Weißen Magie. Die Kraft dieser Sprüche hatte dem Bösen häufig arg zugesetzt, und so war es auch diesmal.

Tauwetter brach in John Sinclair aus.

Er spürte, wie sich sein Blut allmählich wieder erwärmte, wie sein Herz kräftiger zu schlagen begann, wie sich die Starre aus seinen Gelenken zurückzog. Bald war er imstande, den Kopf zu heben.

Wenig später schaffte er es, sich aufzusetzen. Er massierte Arme und Beine, um die Durchblutung der Muskeln weiter anzukurbeln. Auch der Schmerz in seinem Nacken ebbte nach und nach ab.

John erhob sich. Er war zwar noch etwas benommen und schwankte wie ein Halm im Wind, aber er stand wieder auf seinen eigenen Beinen. Das war mehr, als er vor einer halben Stunde noch zu hoffen

gewagt hatte.
Hölzern ging er ein paar Schritte. Dann lehnte er sich an die feuchte Wand und schloß die Augen, um sich zu sammeln. Ping-ping-ping… Das Wasser. Er hörte es wieder tropfen.
Seine Augen suchten die Lache. Darüber ragte ein undichter Wasserkran aus der Wand. John wusch sich mit dem kalten Leitungswasser das Gesicht.
Das erfrischte. Seine Lebensgeister kehrten zurück und brachten die verlorene Kraft mit. John fragte sich, ob er sich im Hauptquartier der Dämonen befand. Wenn ja, dann hatte er es wahrscheinlich, sobald er dieses alte Gewölbe verließ, mit zahlreichen Gegnern zu tun.
Der Raum, in dem die Dämonen John abgelegt hatten, hatte nur eine Tür. Sie war aus massivem Holz und besaß ein altes, vom Rost angefressenes Schloß. John sah sich das Schloß an.
Er versuchte die Tür zu offnen. Sie war abgeschlossen. Der Schlüssel steckte außen. John nahm sein Kreuz ab und schob es vorsichtig ins Schlüsselloch. Er stocherte darin so lange herum, bis auf der anderen Seite der Tür der Schlüssel aus dem Schloß fiel.
John hoffte, daß niemand dieses Geräusch gehört hatte. Er machte hastig weiter. Nachdem das Kreuz wieder an seinem Hals hing, zog er seinen Gürtel aus. Er legte sich flach auf den Boden und schob das Leder unter der Tür durch. Mit viel Geduld zog er den Schlüssel immer näher.
Das klappte besser, als er es sich vorgestellt hatte. Geschafft.
John fädelte den Gürtel wieder in die Schlaufen ein, schob sodann den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn zweimal behutsam herum. Klack. Klack. Danach ließ sich die Tür Öffnen.
Sie ächzte in den Scharnieren. Dieses Geräusch ließ sich nicht verhindern. John stahl sich aus seinem Gefängnis. Er hatte einen düsteren Korridor vor sich. In einer Nische entdeckte er auf Regalen ordentlich abgelegtes Werkzeug.
Hammer, Säge, Stemmeisen, Bohrmaschine, Lötlampe. Die griff er sich. Daneben lag ein Feuerzeug. Manchen Dämonen setzt Feuer auf verheerende Weise zu. Ghouls zum Beispiel können Feuer nicht ertragen.
Es läßt sie erstarren und verbrennt sie.
John hoffte, daß er es hier ebenfalls mit rangniederen Dämonen zu tun hatte, die große Angst vor dem Feuer haben. Er knipste das Feuerzeug an.
Gleich darauf brannte die Lötlampe. Fauchend kam die Flamme aus der Düse. Eine Waffe, in die John Sinclair nun sehr viel Vertrauen setzte. Er gelangte an eine Treppe, die steil nach oben führte.
John hatte jeden Zeitbegriff verloren. Seine Armbanduhr hatte einen Liebhaber gefunden. Man hatte sie ihm gestohlen. Er hatte keine

Ahnung, wie spät es war. Er wußte auch nicht, wie lange er bewußtlos gewesen war.

Vorsichtig schlich er die Stufen hinauf. Er vermied jedes verräterische Geräusch. Männerstimmen. John konnte nicht verstehen, was die Männer miteinander redeten.

Dazu war er noch zu weit von ihnen entfernt. Mit angespannten Nerven erreichte er das obere Ende der Treppe. Eine weite Halle lag vor ihm. Marmorsäulen stützten die Decke.

Marmorplatten bedeckten den Boden. Marmor war auch an den Wänden. Das Haus wirkte so kalt und unpersönlich wie eine Gruft. John suchte die beiden Männer.

Sie begaben sich soeben in einen Raum am Ende der Halle. Eine Tür klappte zu. Die Halle war leer. John schluckte. Das war die günstigste Fluchtmöglichkeit, die man ihm bieten konnte.

Er huschte durch die Halle und auf das große Tor zu, das in die Freiheit zurückführte. John wollte sich nicht verzetteln. Er war nicht nach Indien gekommen, um gegen diese Monster zu kämpfen, sondern um den Spiegel zu vernichten, in dem sich Janus versteckt hielt.

Erst wenn er diesen Job getan hatte, wollte er hierher zurückkehren, und mit diesem Höllengeschmeiß aufräumen. Janus erschien ihm im Augenblick dringlicher. John öffnete das Tor.

Eine schwarze Nacht lag davor. John sprang mitten in sie hinein. Er wollte die Lötlampe abdrehen und wegwerfen. Da schnellte ihm plötzlich ein mächtiger Schatten von rechts knurrend in den Weg.

John prallte zurück. Ein glühendes Augenpaar starrte ihn mordlüstern an. Aus einem rot leuchtenden Rachen kam ein tierhaftes Gebrüll. John sah struppiges Fell im Gesicht des Ungeheuers.

Er sah scharfe Krallen an mächtigen Pranken und wußte augenblicklich, was für eine Art von Monster er vor sich hatte.

Es war ein Werwolf!

***

Dunkel lag das Haus vor ihnen. Yahan und Haidar näherten sich dem Gebäude mit panischer Angst. Ihr Magen war schmerzhaft zusammengekrampft. Einbruch in ein bewohntes Haus, das war nicht gerade ihre stärkste Seite.

Natürlich war das nicht ihr erster Einbruch. Aber bis jetzt hatten sie sich nur in Häuser gewagt, die leerstanden.

Yahan blieb stehen.

Haidar wandte sich zu seinem Freund ärgerlich um. »Was ist? Warum gehst du nicht weiter?«

»Ich bin nicht sicher, ob wir’s wirklich tun sollen.«

»Verdammt, brauchst du auf einmal kein Geld mehr?« fauchte Haidar.

»Doch. Aber überleg mal. Wenn wir erwischt werden – das kann ja passieren –, kommen wir ins Gefängnis. Und dann wird für uns alles noch viel schlimmer. Ich meine, dann siehst du viele Jahre lang keine Opiumpfeife mehr.«

»Wir dürfen uns eben nicht erwischen lassen«, sagte Haidar.

Yahan seufzte. »Das sagt sich so leicht.«

»Also was ist nun?« fragte Haidar ungeduldig. »Machst du nun mit, oder soll ich's allein tun? Hinterher wird aber auch nicht geteilt, das ist doch wohl klar.«

Yahan hob die Schultern. »Ich komm' ja schon…«

Sie schlichen weiter durch die Dunkelheit, liefen um das große Gebäude herum und erreichten die Terrasse. Mit einem Messer war der Riegel an der Terrassentür schnell geöffnet.

Als die Tür aufschwang, hatte Yahan nicht den Mut, als erster einzutreten. Er merkte, daß die Schmerzen in seinen Eingeweiden zunahmen, und das veranlagte ihn, dem Freund den Vortritt zu lassen.

Yahan schaute sich drinnen mit großen Augen furchtsam um. »Ich weiß nicht«, flüsterte er seinem Freund zu, »mir kommt es hier irgendwie unheimlich vor.«

»Es ist ein Haus wie jedes andere«, behauptete Haidar.

»Für mich nicht.«

»Kannst du's dir leisten, umzukehren?«

»Nein«, sagte Yahan leise.

»Na also.«

»Wie gehen wir vor?«

»Du übernimmst ein paar Räume und ich auch.«

»Allein?« fragte Yahan erschrocken.

»Du meinst, jeder soll für sich allein…«

»Das geht schneller. Was bringt es denn schon, wenn wir überallhin zu zweit laufen? Und merk dir: laß nur Dinge mitgehen, die einen Wert darstellen, die leicht an den Mann zu bringen und leicht zu transportieren sind. Schmuck, Münzen, Briefmarken. Solches Zeug.«

Sie huschten durch die Halle. Yahan stoppte.

»Was ist denn schon wieder?« fragte Haidar ungehalten.

»Ich habe ein Geräusch gehört, Haidar.«

»Ich nicht.«

»Ich bin sicher, etwas gehört zu haben, Haidar.«

»Mann, du kannst einem aber ganz schön den Nerv töten!« knurrte Haidar verdrossen.

Plötzlich stieß Yahan einen gepreßten, krächzenden Schrei aus. »Haidar!« gurgelte er zitternd. »Sieh doch!« Seine Hand wies auf einen schlanken Schatten, der ihnen in diesem Augenblick in der finsteren Halle entgegentrat.

»Au, verdammt!« keuchte Haidar.

Der Schatten kam auf die beiden Männer zu.
»Nichts wie weg!« stöhnte Yahan.
Die Einbrecher wollten sich umdrehen und schleunigst Reißaus nehmen, doch ihre Beine gehorchten ihnen nicht. Sie standen wie angewurzelt da und glotzten den Mann, der sich ihnen näherte, verstört an.
Der Mann trug einen Turban. Yahan und Haidar konnten nunmehr sein Gesicht erkennen. Haidar wußte, daß er Nadir, den Diener des Engländers, vor sich hatte. Er dachte an die Folgen, die diese unerwünschte Konfrontation nach sich ziehen würde.
Es gab für ihn nur eines, womit er das Unheil noch von sich abwenden konnte: Angriff. Er ballte die Fäuste. »Los, Yahan!« stieß er hastig hervor. »Auf ihn!« Die Einbrecher warfen sich nach vorn.
Doch in derselben Sekunde raubte ihnen das, was sie zu sehen bekamen, beinahe den Verstand. Nadir drehte den Kopf nach hinten, und nun blickten die beiden Einbrecher in ein abscheuliches Dämonengesicht.
Das Gesicht des Januskopfes!
Eine grauenvolle Fratze. Böse. Drohend. Gefährlich. Zischend bewegten sich die Schlangen auf dem kalten grauen, wie aus Stein gemeißelt wirkenden Kopf.
Yahan und Haidar waren vor Entsetzen gelähmt.
Eine schmerzhafte Hitze brannte sich in ihre Augen.
Der Janus holte sich seine ersten Opfer!

***

Das Dämonenhaus wurde von einem Werwolf bewacht!
John Sinclair federte zurück. Er richtete die Lötlampe auf die abstoßende Monsterfratze. Das Untier heulte auf. Es stank nach verbrannten Haaren. John versuchte an seinem Gegner vorbeizukommen.
Aber der Werwolf ließ es nicht zu. Er versetzte dem Geisterjäger einen gewaltigen Hieb mit der Pranke. John flog zurück und knallte neben dem Tor gegen die Mauer.
Die Bestie setzte augenblicklich nach. Als die scharfen Krallen durch die Luft schnitten, duckte sich John blitzschnell, sprang zur Seite und konterte mit der Lötlampe.
Das Fell des Untiers glühte auf. Der Werwolf warf sich brüllend herum. John zog die Kette seines geweihten Silberkreuzes über den Kopf. Er nahm das Kruzifix in die linke Hand.
Silber können Werwölfe nicht vertragen. John wartete nicht auf den nächsten Angriff des Scheusals, sondern trat dem Unhold entschlossen entgegen. Die Bestie wich vor dem Kreuz zurück.
John folgte dem Monster. Er zog mit der Lötlampenflamme einen

waagrechten Strich über den behaarten Leib des Werwolfs. Gleich darauf kam der senkrechte Strich.

Das brennende Kreuz auf der Brust des Ungeheuers machte diesem arg zu schaffen. Der Werwolf röhrte schaurig. Er trommelte mit seinen Pranken auf die Brust, um das Kreuz loszuwerden.

Als die Bestie erneut ihr Maul weit aufriß, stieß John ihr das silberne Kruzifix tief in den Rachen. Das überlebte das Scheusal nicht. Daran erstickte das Untier.

Röchelnd brach es zusammen. Der Wächter des Dämonenhauses stürzte zu Boden. Büschelweise fielen die Haare von seinem Körper. Die Wolfsschnauze bildete sich zurück.

Ein Mann lag vor Johns Füßen. Leblos. Tot. Erlöst.

John wollte seine Flucht fortsetzen. Doch der Lärm, den der Werwolf verursacht hatte, war im Dämonenhaus nicht ungehört geblieben. Die beiden Kerle, die John hierher gebracht hatten, kamen gelaufen.

Sie sahen den Toten und verwandelten sich augenblicklich in Monster mit gefährlichen Schlangenarmen. Hinter ihnen kamen noch mehr von dieser abscheulichen Sorte aus dem Haus.

John Sinclairs Flucht schien damit vereitelt zu sein…

***

Yahan und Haidar blickten dem Janus entsetzt in die leuchtenden Augen. Sie konnten das Grauen, das sich ihnen bot, geistig nicht verkraften.

Durch seine Seelenwanderung hatte Janus vorübergehend Kräfte verloren. Deshalb schaffte es Haidar, sich von dem dämonischen Bann des Scheußlichen zu befreien.

Jetzt stürzte er sich auf den Janus. Gleichzeitig wirbelte Yahan herum und rannte brüllend aus dem Haus. Er verschwand in der dunklen Nacht, während Haidar versuchte, den Dämon mit seinen Fäusten niederzudreschen.

Das konnte ihm jedoch niemals gelingen. Der Janus ließ ihn kommen. Er wich den Schlägen des Einbrechers geschickt aus, packte ihn derb, riß ihn hoch und schleuderte ihn kraftvoll zu Boden.

Haidar blieb benommen liegen. Janus legte seine Hände seitlich an den Kopf des Einbrechers. Er wollte dem Mann das Genick mit einem schnellen Ruck brechen, doch dann hatte er eine andere Idee.

Er hob die Faust und schmetterte sie dem Einbrecher auf den Schädel. Haidar streckte ächzend alle viere von sich und regte sich nicht mehr.

Zwei Türen wurden oben aufgerissen.

»Wer hat da gebrüllt?« rief Earl Baxter beunruhigt.

Der Dämon drehte blitzschnell seinen Kopf zurück und zeigte nun wieder das Gesicht des Dieners.

Baxter und Tony Ballard kamen die Treppe heruntergelaufen. Nadir machte Licht. Baxter blickte auf den Bewußtlosen und starrte dann Nadir an. »Was ist passiert?«

»Zwei Einbrecher, Herr«, sagte der Diener.

Baxter fuhr sich an die Lippen. »Einbrecher? In meinem Haus?« Er schaute sich um.

»Wo ist der zweite?« fragte Tony Ballard.

»Der ist geflohen«, antwortete Nadir. »Diesen hier konnte ich überwältigen.«

»Haben sie etwas gestohlen?« fragte Baxter aufgeregt.

Nadir schüttelte beruhigt den Kopf. »Ich habe die beiden überrascht, als sie das Haus betraten, Herr.«

Earl Baxter klopfte Nadir auf die Schulter. »Das hast du gut gemacht.«

»Vielen Dank«, sagte Nadir.

Tony Ballard drehte den Ohnmächtigen auf den Rücken. Er tastete nach dessen Halsschlagader. Der Diener sah nicht so aus, als könne er Bäume ausreißen, und doch hatte er den Einbrecher mit einem gewaltigen Schlag niedergestreckt. Das bewies die lange Ohnmacht des Einbrechers.

»Ist er okay?« fragte Baxter über Tonys Schulter.

»Ja. Er wird bald wieder zu sich kommen.«

»Ich werde die Polizei anrufen. Man soll den Kerl abholen«, sagte Baxter. Er eilte in sein Arbeitszimmer. Tony Ballard hörte ihn mit dem diensthabenden Polizeibeamten sprechen.

Als Baxter zurückkam, schüttelte er zornig den Kopf. »Nun wagt sich dieses Gesindel schon bis in mein Haus.«

»Der Mann scheint rauschgiftsüchtig zu sein«, stellte Tony Ballard fest.

»Aha. Und da ihm das Geld knapp wurde, wollte er sich bei mir Nachschub holen.«

Haidar stieß einen langgezogenen Seufzer aus. »Er kommt zu sich«, sagte Ballard. Baxter trat neben ihn.

Haidar schlug die Augen auf. Verwirrt blickte er in Ballard und Baxters Gesicht. Als er Nadirs Antlitz sah, stieß er einen gellenden Schrei aus. Er bedeckte seine Augen mit den Händen.

»Er soll weggehen!« brüllte Haidar verzweifelt. »Sagt ihm, er soll weggehen!«

»Wer?« fragte Baxter.

»Der Mann mit dem Turban.«

»Nadir ist mein Diener. Er bleibt!« sagte Baxter scharf. »Was wolltest du mit deinem Komplizen in meinem Haus stehlen?«

»Bitte!« flehte Haidar zitternd. »Bitte, Nadir soll gehen.«

»Du hast wohl Angst, er könnte dich noch einmal verdreschen, wie?«

sagte Baxter spöttisch.

»Er ist ein Teufel!« kreischte Haidar bibbernd.

Baxter wurde böse. »Junge, wenn du meinen Diener beleidigst, kannst du was erleben!«

»Er ist ein Satan. Er hat zwei Gesichter!« schrie Haidar weiter. »Wissen Sie das nicht? Wissen Sie nicht, daß Sie mit einem Monster unter einem Dach wohnen?«

»Junge, ich bin nicht gewillt, mir diesen Unsinn noch länger anzuhören!« herrschte Earl Baxter den Einbrecher an.

»Ich schwöre, daß dieser Mann zwei Gesichter hat.«

Baxter schaute Nadir an. Dieser schüttelte mit einem schwachen Lächeln den Kopf. »Ich muß wohl zu stark zugeschlagen haben, Herr. Es tut mir leid.«

»Oh, warum soll dir der leid tun? Nadir«, fragte Baxter ärgerlich. »Ich bin dafür, daß man Einbrecher nicht mit Samthandschuhen anfaßt.«

»Sein zweites Gesicht ist aus Stein. Grau. Er hat Schlangen auf dem Haupt!« behauptete Haidar.

Baxter sah Tony Ballard an und knurrte: »Er scheint tatsächlich den Verstand verloren zu haben. Oder haben Sie eine andere Erklärung, Mr. Ballard?«

»Glauben Sie mir«, heulte Haidar dazwischen.

»Halt jetzt endlich den Mund, sonst kriegst du von mir eins drauf!« schrie Baxter den Inder gereizt an.

Tony riß den Mann auf die Beine. »Es wäre besser gewesen, wenn ihr versucht hättet, auf saubere Art zu Geld zu kommen, mein Lieber.«

Haidar klammerte sich an Tony. »Ich bereue, was ich getan habe. Ich bereue es von ganzem Herzen. Aber wie konnte ich denn wissen, daß ich in diesem Haus einem Teufel begegnen würde?«

Ein Polizeiwagen fuhr draußen vor. Baxter brachte den Einbrecher aus dem Haus. Die beiden Polizisten machten sich zu dem Fall ein paar Notizen. Baxter versprach, am kommenden Vormittag ins Revier zu kommen, damit der nötige Papierkrieg abgewickelt werden konnte.

»Hoffentlich finden Sie durch ihn auch seinen Komplizen«, sagte Baxter zum Abschied. »Es wäre schade, wenn der andere leer ausgehen würde.«

Haidar wurde in den Wagenfond verfrachtet und fortgebracht. Baxter kam wieder ins Haus. Sein Zorn war verraucht. Er lachte gepreßt, während er Nadir anblickte.

»So eine Idiotie. Er war nicht davon abzubringen, daß du ein Teufel bist.«

»Ich muß eine Sicherung in seinem Kopf kaputtgeschlagen haben.«

Tony Ballard tat Haidars Behauptung nicht mit einem bloßen Achselzucken ab. Der Junge hatte zu genaue Angaben gemacht. Konnte er sich das alles aus dem Finger gesogen haben?

Die furchtbare Angst vor Nadir war echt gewesen. Hätte sich der Inder vor dem Diener so sehr gefürchtet, wenn nichts Wahres an seiner Geschichte drangewesen wäre?

Ballard nahm sich vor, den Diener fortan unbemerkt zu beobachten. Vielleicht fand er heraus, womit Nadir den Einbrecher so erschreckt hatte.

***

Sie versuchten John Sinclair einzukreisen. Der Geisterjäger durchbrach ihre Linie an der schwächsten Stelle. Die Flamme der Lötlampe leistete ihm dabei wertvolle Dienste.

Sobald die Feuerzunge über den Körper eines der Dämonen geleckt hatte, brannte der Unhold lichterloh. Wie Celluloid. Zischend hüllte ihn ein glühendheißer Flammenkern ein, und die Hitze sprang mit roten Funken sofort auf seinen Nachbarn über.

In panischer Furcht schnellten die Dämonen von ihren beiden brennenden Artgenossen zurück. Sie waren extrem feuerempfindlich. Das war ihr wunder Punkt.

Sie formierten sich neu. John stand mit dem Rücken zur Wand, damit sie ihn von hinten nicht attackieren konnten. Er wartete auf ihren Angriff. Sie zögerten.

Ihre häßlichen Visagen verzerrten sich zu abscheulichen Fratzen. »Wir wollten dich erst um Mitternacht dem Höllenfürsten opfern, Sinclair. Doch nun mußt du sofort sterben!« fauchte einer der Dämonen.

Ein Schlangenarm flitzte John entgegen. Die Flamme der Lötlampe verfehlte ihn. Das weit aufgerissene Reptilienmaul schoß auf den Oberarm des Geisterjägers zu. John warf sich reaktionsschnell zur Seite.

Wie eine Wand kamen die Dämonen näher. Er stieß mit dem Fuß gegen ein Hindernis, verlor das Gleichgewicht und fiel. Jetzt dachten die Ungeheuer, ihn fertigmachen zu können.

Sie wuchteten sich vorwärts. Zwei Schlangenköpfe rasten auf Johns Gesicht zu. Der Geisterjäger fuhr ihnen mit der Lötlampenflamme über die Mäuler. Die Schlangenschädel zuckten augenblicklich zurück. Aber sie brannten bereits.

Es war, als wären ihre Körper mit Benzin übergossen. Da sie dichtgedrängt standen, fraß sich das Feuer von einem zum anderen weiter.

Innerhalb weniger Sekunden brannten sämtliche Dämonen. Sie wirbelten als lebende Fackeln durch die Dunkelheit, heulten, brüllten, warfen sich auf den Boden, wälzten sich zuckend, vermochten die Flammen jedoch nicht zu ersticken.

Einer nach dem anderen zerfiel zu Asche. Aus den grauen Schlacken

stiegen grünlich schillernde Dämpfe, die sich zum tintigen Nachthimmel emporhoben und sich dort oben verloren.
John atmete erleichtert auf. Das war gerade noch mal gutgegangen. Er drehte die Lötlampe ab und ließ sie fallen. Kein Höllenwesen befand sich mehr im Haus oder auf dem Grundstück.
John suchte und fand seinen Leihwagen. Jetzt war es zu spät, um zu Earl Baxter zu fahren. John mußte den Besuch auf morgen verschieben. Er kehrte zum Dum Dum Airport zurück, holte sein Gepäck aus dem Schließfach und nahm sich im Flughafenhotel ein Zimmer.

***

Yahan rannte, rannte, rannte. Bis er umfiel. Das war irgendwo hinter dem Tempel der Kali – der Schutzgöttin von Kalkutta. Yahan sah von weitem den renovierten rechteckigen Bau, der mit zwei baldachinartig gewölbten Dächern geschmückt ist. Heute noch werden der Kali Tieropfer gebracht.
Total ausgepumpt verkroch sich Yahan in einen finsteren Winkel. Sein ausgemergelter Körper krampfte sich zusammen. Yahan hatte furchtbare Schmerzen. Vor allem im Kopf.
Seine Augen brannten entsetzlich und tränten ununterbrochen. Er hechelte wie ein Tier und preßte die zitternden Arme fest gegen den Leib, durch den sich der Schmerz mit glühenden Krallen wühlte.
Er dachte dauernd an Haidar. Ob es ihm auch gelungen war, zu fliehen? Yahan würgte. Grüner Gallensaft kam über seine Lippen. Er stöhnte. Wie in einem Traum sah er noch einmal Janus.
Yahan verlor hei dieser Vision fast den Verstand. Er schüttelte schluchzend den Kopf, ahnte nicht, daß er bei dieser verhängnisvollen Begegnung vom Bösen angesteckt worden war.
Wie eine Seuche hatte es auf ihn übergegriffen. Er trug den verderblichen Keim bereits in sich. Er war es, der in seinem Kopf diese schrecklichen Schmerzen hervorrief.
Gepeinigt rollte Yahan über den Boden. Er bäumte sich auf. Gutturale Laute kamen aus seiner Kehle. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Sein Gesicht verfärbte sich.
Es wurde grau und grobporig und erstarrte. Das Haar fiel von seinem Kopf. Aus der Schädeldecke krochen kleine züngelnde Schlangen. Mehr, immer mehr wurden es.
Bis der gesamte Schädel von diesem kriechenden Gewürm bedeckt war…
Aus Yahan war ein Ebenbild des Dämons geworden!

***

John Sinclair konnte lange Zeit nicht einschlafen. Das Erlebnis, das auf dem Flughafen begonnen hatte, hatte ihm unmißverständlich

gezeigt, daß die gesamte Dämonenbrut vor ihm gewarnt war.
Der Schwarze Tod, Asmodis' rechte Hand, schien eine weltumspannende Informationsarbeit geleistet zu haben. Von nun an mußte der Geisterjäger mehr denn je auf der Hut sein.
Denn überall auf der Welt gab es Dämonen, die ihn erkennen und attackieren konnten, wie es hier in Kalkutta geschehen war. John drehte sich auf die andere Seite.
Er seufzte tief. Sein Kampf gegen die Ausgeburten der Holle wurden immer härter. Der Schwarze Tod hatte schon einmal zum Großangriff gegen ihn geblasen, und John hatte große Mühe gehabt, dabei über die Runden zu kommen.
Danach war es zwar nicht still geworden, aber der Kampf hatte sich auf andere Ebenen verlagert. Trotzdem war das keine Garantie dafür, daß der Schwarze Tod sich nicht bald wieder zu einer neuen Großoffensive entschloß.
Johns Gedanken kehrten zu Janus zurück. Er hätte nicht gedacht, daß ihm dieser Dämon noch mal so viel Schwierigkeiten machen würde.
Morgen! dachte John. Morgen werde ich die Spur bis an ihr Ende verfolgt haben, und dann werde ich Janus den Rest geben.
Mit diesem Gedanken schlief er ein.
Er ahnte nicht, wieviel Ärger er mit dem Dämon noch bekommen sollte…

***

Yahan lag immer noch in jenem finsteren Winkel nahe dem Tempel der Kali. Die Schmerzen ebbten langsam ab. Er merkte, wie Kraft in seine ausgemergelten Glieder kam. Die Erinnerung an Janus hatte ihren Schrecken verloren. Yahan wußte, daß er jetzt so aussah wie der Dämon, und das erfüllte ihn mit wahrer Begeisterung.
Die dämonische Zelle, die in ihm aufgegangen war, durchpulste ihn mit der Kraft der Hölle. Angst. Schmerz. Das gab es nicht mehr für ihn. Er brauchte niemanden mehr zu fürchten.
»Ihn! Jawohl, ihn hatten die Menschen nunmehr zu fürchten.« Yahan erhob sich. Seine Bewegungen waren geschmeidig. Er konnte besser hören. Und er konnte in der Dunkelheit besser sehen.
Er hatte den Wunsch, die neu gewonnene Macht an irgend jemanden auszuprobieren. Janus, von dem ein Teil in ihm steckte, sandte ihn aus, um seine Kraft an seinen Mitmenschen zu messen.
Das Böse in Yahan gab ihm einen bestimmten Auftrag, den er sofort ausführen wollte. Er blickte sich um. Niemand kam die schmale Gasse entlang. Und dabei hätte er es so sehr begrüßt, wenn ihm jetzt jemand über den Weg gelaufen wäre.
Er drehte den Kopf wieder um hundertachtzig Grad. Der Januskopf

verschwand. Yahan war sich der Tatsache bewußt, daß er mit diesem zweiten Gesicht eine Waffe besaß, gegen die seine Mitmenschen nichts ausrichten konnten.

Er wußte aber auch, daß er nur ein winziger Teil von Janus war. Das Zentrum des Bösen befand sich in Nadir.

Yahan durchschlich die Straßen des Stadtteils Alipore. Plötzlich tauchten an der nächsten Ecke zwei Gestalten auf. Sie trugen lange, wallende Gewänder, hatten kahlgeschorene Kopfe und liefen barfuß.

Buddhistische Bettelmönche. Yahan zog sich hastig in eine dunkle Mauernische zurück und wartete. Seine ahnungslosen Opfer kamen ohne Eile näher. Sie redeten miteinander.

Yahan grinste. Der Keim des Bösen war mittlerweile so groß in ihm geworden, daß er davon etwas an die beiden Mönche abgeben konnte, ohne selbst viel von seiner Substanz zu verlieren.

Auf diese Weise würde sich der Dämon Janus zwei weitere Male vermehren. Eine ganze Janus-Armee konnte so entstehen. Eine Armee, deren Oberhaupt Nadir sein würde.

Die Mönche hatten die Nische, in der sich Yahan verbarg, schon fast erreicht. Er konnte bereits ihre Schatten sehen. Einen winzigen Moment wartete er noch. Dann sprang er blitzschnell aus der Dunkelheit heraus.

Die Buddhisten blieben erschrocken stehen. Yahans Kopf wirbelte herum. Er bot den Mönchen das Janus-Gesicht dar. Das Feuer, das seine Augen aussandten, brannte sich in die Pupillen der Mönche.

Da sie ihn angesehen hatten, waren sie bereits verloren. Noch versuchten sie sich gegen den dämonischen Übergriff zur Wehr zu setzen. Doch Yahan wußte, daß die beiden Mönche schon unwiderruflich dem Dämon gehörten.

Was immer sie anstellen mochten, es würde nichts fruchten. Janus war stärker als sie. Dagegen kamen sie nicht an. Triumph funkelte in Yahans dämonischen Augen. Er hatte Janus’ Befehl befolgt…

***

Tony Ballard schob sich ein Lakritzbonbon zwischen die Zähne. Er hatte sich auf sein Zimmer begeben und stand nun schon eine ganze Weile am Fenster und blickte in die schwarze Nacht hinaus.

Was dieser Einbrecher gesagt hatte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Besaß Nadir, dieser harmlos wirkende Diener, tatsächlich zwei Gesichter? Wenn ja, dann war er ein Dämon, der sich verdammt gut verstellen konnte.

Tony ärgerte sich darüber, daß er es versäumt hatte, Nadir zu testen. Wenn der Diener wirklich über eine schwarze Seele verfügte, ließ sich das leicht mit dem magischen Ring feststellen.

Ballard brauchte den Mann damit bloß flüchtig zu berühren. Eine

heftige Abwehrreaktion Nadirs würde ihn sofort verraten. Tony nahm sich vor, das Versäumte am nächsten Morgen nachzuholen.

Der Fußboden knarrte plötzlich vor Ballards Tür. Der Detektiv zuckte augenblicklich herum. In seinem Zimmer brannte kein Licht. Jeder Besucher mußte annehmen, er würde bereits wieder schlafen.

Wer schlich dort draußen herum? Der zweite Einbrecher? War er zurückgekommen? Für so mutig hielt Tony Ballard den Burschen nicht. Immerhin hatte der Kerl vor Nadir brüllend Reißaus genommen.

War der Diener etwa immer noch auf den Beinen und im Haus unterwegs? Tony huschte auf Zehenspitzen durch das Zimmer. Er stellte sich neben die Tür und wartete ab.

Etwas wischte leise über das Türblatt. Tony vermeinte das Atmen eines Menschen zu hören. Er wollte der Sache unverzüglich auf den Grund gehen, sich Gewißheit verschaffen.

Deshalb faßte er blitzschnell nach der Klinke und riß die Tür auf. Draußen sprang ein Mann zurück. Earl Baxter. Er faßte sich mit schreckgeweiteten Augen an die Brust und stöhnte: »Großer Gott, Ballard, haben Sie mich jetzt erschreckt.«

»Tut mir leid, aber wenn Sie sich wie ein Dieb durch das Haus schleichen…«

»Ich war schon im Bett, konnte aber kein Auge zutun. Ich holte mir aus dem Arzneikasten eine Schlaftablette. Und da ich an Ihrer Tür vorbei mußte, dachte ich, ich hör mal, ob Sie schon Ihre Ruhe gefunden haben. Mir steckt die Sache mit dem Einbruch immer noch tief in den Knochen.«

»Das ist ganz normal«, sagte Tony.

»Ihnen scheint es genauso zu gehen.«

»Ich brauche nicht sehr viel Schlaf.«

»Möchten Sie auch eine Tablette?«

»Danke, nein«, gab Tony Ballard zurück. »Ich bin ein Gegner von Pillen.«

»Ich normalerweise auch, aber wenn ich nicht schlafen kann, werde ich manchmal so wütend, daß ich mich schließlich doch dazu durchringe, eine zu schlucken.« Baxter lächelte verlegen. »Entschuldigen Sie die Störung.«

»Ich habe mich zu entschuldigen.«

»Wieso?«

»Weil ich Sie erschreckt habe.«

»Das war Ihr gutes Recht. Ich hatte nichts an Ihrer Tür zu suchen. Ich wußte nicht, daß Privatdetektive Ihres Kalibers nur mit einem Auge schlafen.«

Baxter begab sich in sein Zimmer, nachdem er Tony eine Gute Nacht gewünscht hatte. Tony kehrte ans Fenster zurück. Er hatte den süßen Lakritzgeschmack auf der Zunge, und darüber lag ein anderer, bitterer

Geschmack, sobald er wieder an die Worte des Einbrechers dachte…

***

Haidar hatte in Earl Baxters Haus dieselbe gefährliche Infektion davongetragen wie Yahan. Auch er hatte Janus angesehen. Auch auf seinen Körper war dadurch der Keim des Bösen übergegangen.

Er saß im Polizeiwagen, als der Dämon in ihm zum Durchbruch kam. Zunächst folterten auch ihn jene gräßlichen Schmerzen. Doch schon sehr bald wuchs seine Kraft.

Er sah den Polizisten, der neben ihm im Wagenfond daß, von der Seite an. Wenn du wüßtest, was in nur vorgeht! dachte er. Du würdest vor Schreck aus dem fahrenden Wagen springen.

»Wasser!« stöhnte Haidar. »Ich habe schrecklichen Durst. Ich verbrenne. Meine Kehle… ein Feuer sitzt in ihr!«

»Mach kein Theater!« knurrte der Beamte neben Haidar mißmutig.

»Halten Sie bitte schnell an…«

»Du bist wohl nicht ganz bei Trost!«

»Dort vorne ist ein Brunnen. Nur ein paar Schlucke. Damit ich nicht verdurste.«

»Kommt nicht in Frage. Meinetwegen kannst du ruhig verdursten. Das erspart uns eine Menge Arbeit.«

Haidar fühlte sich stark genug, um mit den beiden Uniformierten fertigzuwerden. »Ihr verdammten Folterknechte!« schrie er.

»Maul halten!« gab der Polizist ärgerlich zurück, »Sonst erlebst du dein blaues Wunder, Freundchen. Mit Kerlen wie dir werden wir allemal noch fertig.«

Haidar blickte aus dem Fenster. Der Polizeiwagen durchfuhr den Stadtteil Kidderpore. Rechts kam der Zoo. Das war der Moment, wo der Junge handeln wollte.

Janus durchbrach sein Gesicht.

Der Mann neben ihm sah es nicht. Haidar wartete nicht darauf, bis der Polizist ihn anblickte, sondern ballte die Fäuste und drosch damit auf den Umformierten ein.

Nach dem dritten Schlag sackte der Mann zusammen. Haidar stieß die Tür auf und warf den Polizisten aus dem Fahrzeug. Alles das ereignete sich innerhalb weniger Sekunden.

Der Fahrer bekam nicht sofort mit, was geschah. Als er dann den Kollegen aus dem Wagen fliegen sah, stoppte er das Fahrzeug augenblicklich. Haidar nützte die Gelegenheit.

Er federte aus dem Wagen und rannte auf den Zoo zu. »Halt!« brüllte der Uniformierte hinter ihm her. »Halt, oder ich schieße!«

Haidar wußte, daß ihm in diesem Stadium der Verwandlung eine Kugel nichts anhaben konnte, deshalb rannte er weiter. Er erreichte das geschlossene Gittertor des Zoos, überkletterte es.

Der Fahrer des Polizeiwagens wußte nicht, was er zuerst tun sollte. Sich um den Kollegen kümmern oder hinter dem entflohenen Einbrecher herrennen… Sein Kollege erleichterte ihm die Entscheidung, indem er sich benommen erhob.

»Teufel, wo ist der Kerl?«

»In den Zoo geflohen«, sagte der Fahrer.

»Wir müssen ihn da herausholen«, sagte der Kollege und humpelte heran.

Sie überkletterten ebenfalls das Gittertor und trennten sich sodann. Der Fahrer wollte die nördliche Hälfte des Zoos absuchen, während sich sein Kollege die südliche Hälfte vornahm.

***

Haidar beobachtete die Polizisten mit dunkelnden Dämonenaugen. Die Schlangen auf seinem Haupt zischten aufgeregt. Er zog sich in die Dunkelheit zurück. Wenn ihn die Polizisten hier aufstöberten, war das ihr Pech.

Er war entschlossen, sie zu töten. Kurzen Prozeß wollte er mit ihnen machen. Sie sollten lieber nicht zu eifrig ans Werk gehen, sonst würden sie es bald bereuen. Haidars dämonische Ausstrahlung weckte die Tiere im Zoo.

Die Affen gebärdeten sich wie verrückt in ihren Käfigen. Sie kreischten, tobten und schrien. Sie sprangen wie Gummibälle umher und fanden keine Ruhe.

Die Raubtiere brüllten wütend und schlugen mit ihren gewaltigen Pranken immer wieder gereizt an die dicken Gitterstäbe, daß sie klirrten. Löwen, Pumas, Tiger und Geparden. Sie rannten alle aufgeregt in ihren Käfigen hin und her.

In den Flugkäfigen kreischten Geier und Adler. Sie hoben von den Felsen ab, auf denen sie gesessen hatten, und sausten ziellos durch die Dunkelheit. Hyänen klagten und Bären brüllten.

Eine wahre Rebellion brach unter den Tieren aus. Haidar grinste. Die Tiere haben eine viel bessere Antenne für Gefahren als der Mensch. Sie wußten, daß das Böse in ihrer Nähe war und sie vernichten konnte.

Die beiden Polizisten hingegen hatten davon keine Ahnung. Sie glaubten immer noch, bloß hinter einem flüchtigen Einbrecher her zu sein. Da kam einer der beiden Uniformierten angeschlichen.

Haidar wartete mit finsterer Miene. Die Schlangen auf seinem Kopf richteten sich auf. Es sah aus, als stünden ihm die Haare zu Berge. Seine Hände zuckten. Der Polizist würde keine Chance gegen ihn haben, falls er ihn entdecken sollte.

Der Mann blieb kurz stehen.

Es war der Fahrer. Haidar sah die Pistole in der Hand des

Uniformierten und grinste. »Der arme Irre«, zischelte er überheblich. »Was kann er mit diesem lächerlichen Ding schon anfangen?«

Der Fahrer ging weiter. Geduckt. Lauschend. Mit angespannten Nerven.

Haidar verhielt sich völlig still. Der Uniformierte lief an Haidars Versteck vorbei und war bald danach nicht mehr zu sehen. Haidar sah sich um. Er entdeckte eine Regenrinne.

An ihr kletterte er hoch. Nun befand er sich auf dem Dach des Elefantenhauses. Er beobachtete, wie der Fahrer zum Polizeiwagen zurückkehrte und über Funk Verstärkung anforderte.

Haidar lachte. »Idioten«, sagte er knurrend.

Dann zog er sich zurück. Er lief über das Dach, erreichte das andere Ende des Gebäudes, turnte am Blitzableiter nach unten, lief bis zum nächsten Zaun und überkletterte diesen. Jetzt drehte er den Januskopf um hundertachtzig Grad und ging ungehindert durch die Lower Circular Road seiner Wege.

Im Schatten der St. Faul Kathedral hielt er kurz an.

Janus hatte auf telepathischem Wege mit ihm Verbindung aufgenommen.

»Herr!« stieß Haidar aufgeregt hervor. »Es erfüllt mich mit großer Freude, daß du mich zu deinem Ebenbild gemacht hast.«

Janus gab Haidar seine Befehle, und Haidar versprach, zu gehorchen…

***

John Sinclair schlug verschlafen die Augen auf. Die Nacht war kurz und der Schlaf war mit Alpträumen gewürzt gewesen.

John duschte ausgiebig, aß reichlich im Frühstückszimmer des Hotels, setzte sich sodann in seinen De-Soto und fuhr zu Earl Baxters Haus. Den Weg dorthin hatte er sich vom Clerk beschreiben lassen.

Er fand das herrliche Gebäude auf Anhieb, fuhr die gewundene Zufahrt entlang und ließ die De-Soto-Limousine vor dem Haus des Schriftstellers ausrollen. Er stieg aus dem Fahrzeug, holte den Einsatzkoffer und begab sich mit diesem zum Eingang. Er klingelte.

Ein Mann mit olivfarbener Gesichtshaut und einem korrekt gewickelten Turban auf dem Kopf öffnete. Obwohl John sicher war, den Inder noch nie zuvor gesehen zu haben, glaubte er, daß der Mann Angst vor ihm hatte.

»Sie wünschen?« fragte der Diener den Geisterjäger mit gepreßter Stimme.

»Ist Mr. Baxter da?«

»In welcher Angelegenheit möchten Sie ihn sprechen?«

»Das sage ich ihm lieber persönlich. Mein Name ist John Sinclair.«

Nadir schien die Nervosität nur mit Mühe unterdrücken zu können.

Sein Atem beschleunigte. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Er bat John ins Haus. Der Geisterjäger hatte den Eindruck, der Diener würde dies nur höchst widerwillig tun.

John betrat die große Halle.

Nadir bat ihn, einen Moment zu warten und verschwand dann.

Augenblicke später öffnete sich die Tür, die Nadir hinter sich geschlossen hatte. Dann erlebte John Sinclair eine große Überraschung. Der Mann, der soeben erschienen war, war dem Geisterjäger bestens bekannt.

Das war Tony Ballard.

»He, Ballard!« rief John lachend aus. »Mensch, was machen Sie denn hier?«

»Sinclair!« gab Ballard grinsend zurück. »Dasselbe könnte ich Sie fragen.«

Die Männer kannten sich seit einigen Jahren. Der eine wußte vom andern, welchen Job er hatte. Beide wußten, daß sie gegen die Geister und Dämonen kämpften.

Jeder auf seine Art. Jeder in seinem eigenen Rahmen. Noch nie hatten sie sich den Abgesandten der Hölle gemeinsam gestellt. Sie waren beide sehr erfolgreich und deshalb die meistgehaßten Männer in den Dimensionen des Grauens.

Ballard kam auf John zu und drückte dem Geisterjäger erfreut die Hand. »In London kreuzen sich unsere Wege selten, deshalb freut es mich um so mehr, daß ich Ihnen hier begegne.«

John musterte Tony Ballard kurz. »Beruflich hier?«

Der Detektiv grinste. »Zum Glück nein. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Jetzt, wo Sie hier sind, wäre es mir geradezu ein Vergnügen…«

»Malen Sie den Teufel lieber nicht an die Wand«, sagte John ernst. Jetzt erst fiel ihm Earl Baxter auf, der hinter Ballard stand.

Tony übernahm es, die beiden Männer miteinander bekanntzumachen. »Mr. Baxter, das ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. John, dies ist der Schriftsteller Earl Baxter, ein neuer Freund von mir. Er hat mich gebeten, ein paar Tage in seinem Haus zu wohnen, und ich konnte ihm diese Bitte einfach nicht abschlagen.«

Baxter blickte John erstaunt an. »Ein Oberinspektor von Scotland Yard? Wie darf ich Ihren Besuch verstehen?«

»Das will ich Ihnen gern erklären«, erwiderte John.

***

Bevor John den Grund seines Kommens erklären konnte, mußte Earl Baxter unbedingt noch loswerden, daß Tony Ballard ihm vor der Abfahrt das Leben gerettet hatte. »Das werde ich ihm nie vergessen«,

sagte Baxter als Schlußsatz. »Ohne Ballard würde ich jetzt nicht vor Ihnen sitzen, Oberinspektor.«

John warf dem Detektiv einen kurzen Blick zu. »Mr. Ballard ist in gewisser Weise der Lebensretter vom Dienst.«

»Genau wie Sie, John«, sagte darauf Tony. Und zu Baxter: »Man nennt ihn den Geisterjäger. Er gehört einer Spezialabteilung von Scotland Yard an und befaßt sich ausschließlich mit Fällen, die ins Übersinnliche hineinspielen.«

Baxter staunte. »Sagen Sie bloß, ein solcher Fall führt Sie zu mir, Oberinspektor.«

»Leider ja, Mr. Baxter.«

»Sie machen mich verflixt neugierig.«

»Ich kann Ihre Neugierde schnell befriedigen«, erwiderte John. »Ich hatte vor geraumer Zeit eine Auseinandersetzung mit einem Dämon namens Janus. Der Bursche hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Dienste als Killer einer Londoner Gangsterbande anzubieten. Als Gegenleistung dafür verlangte er von diesen Leuten mein Leben. Die Sache klappte zum Glück nicht so, wie Janus sie sich ausgedacht hatte. Ich geriet schließlich direkt an den Dämonen mit den zwei Gesichtern…«

»Er hatte tatsächlich zwei Gesichter?« fragte Earl Baxter verblüfft dazwischen.

»Ja, das hatte er. Das eine war ein normales, harmloses Menschengesicht. Das andere hingegen war eine grauenvolle Fratze. Jeder, der sie anschaute, war des Todes…«

»Wie bei der Medusa?« fragte Baxter.

»So ähnlich. Nur wurde das Opfer des Janus nicht zu Stein, sondern verlor das Gesicht«, erklärte John. »Als ich diesem Dämon gegenübertrat, wußte ich, daß ich ihn unter keinen Umständen ansehen durfte. Mir fielen die Parallelen zur Medusa ein, und ich riß einen Spiegel von der Wand, um ihn dem Dämon vorzuhalten. Die Wirkung war so, wie ich sie mir erhofft hatte. Janus konnte seinen eigenen Anblick nicht verkraften. Die vernichtende Kraft des Bösen, die er aussandte, wandte sich gegen ihn. Er zerfiel und löste sich auf.«

Earl Baxter atmete erleichtert auf. »Haben Sie immer mit solchen gefährlichen Wesen zu tun, Oberinspektor?«

»Meistens. Genau wie Ballard.«

Baxter blickte von Ballard zu Sinclair. »Das ist ja beklemmend. Und es ist verwunderlich, daß Sie beide immer noch am Leben sind.«

Tony grinste spitzbübisch. »Wir geben uns die größte Mühe, am Leben zu bleiben, Earl.«

»Darf ich weitererzählen?« fragte John ernst.

»Oh, Sie sind noch nicht fertig?« staunte Baxter. »Ich dachte, Ihre Geschichte hätte ein Happy-End.«

John nickte mit grimmiger Miene. »Das dachte ich auch. Als der Dämon verging, glaubte ich, die Sache wäre gelaufen. Aber es war ein Irrtum.«

»Wieso? Sie hatten Janus doch vernichtet?« fragte Baxter.

»Leider nein.«

»Das verstehe ich nicht. Sie sagten doch eben, er löste sich auf.«

»Sein Körper löste sich auf«, erklärte John Sinclair. »Aber sein Geist ist gefährlicher als sein Körper. Und den konnte ich nicht vernichten.«

»Was geschah mit ihm?«

»Er versteckte sich in jenem Spiegel, den ich in meinen Händen hielt.«

»Wie kamen Sie da drauf?« erkundigte sich der Schriftsteller.

»Ich las in einem Buch, daß die Medusa mal zu einem solchen Trick gegriffen hatte. Als keiner damit rechnete, kam sie wieder aus dem Spiegel und nahm sich einen Wirtskörper. Dann begann Sie ihr verfluchtes Treiben wieder.«

»Und Sie meinen, dasselbe könnte auch der Janus tun?«

»Ich bin sicher.«

»Dann sollten Sie sich um den Spiegel kümmern.«

»Das tu' ich gerade.«

Earl Baxters Augen wurden groß. »He, Mann, reden Sie etwa von dem Spiegel, den ich in London gekauft habe?«

John nickte. »So ist es, Mr. Baxter. Ich wollte den Spiegel zerstören, aber er war nicht mehr da, wo ich ihn vermutete. Ich verfolgte seinen Weg. Er war über eine Auktion an einen Antiquitätenhändler namens Allan Barbazon gelangt…«

Baxters Rücken straffte sich. Er saß jetzt so gerade, als hätte er einen Besenstiel verschluckt. »Sie sind dem Spiegel also nachgereist, um ihn zu zertrümmern, wenn ich Sie recht verstehe, Oberinspektor.«

»Es muß sein.«

»Tut mir leid, aber das werde ich Ihnen verwehren.«

John wurde todernst. »Mr. Baxter, es wäre ein großer Fehler, sich schützend vor diesen Spiegel zu stellen. Lebensgefährlich wäre das!« sagte er eindringlich.

»Ich habe ihn nicht gekauft, damit Sie ihn mir kaputtschlagen, Oberinspektor!«

»Sagen Sie mir, was Sie dafür bezahlt haben. Sie kriegen das Geld von mir wieder.«

»Mir geht es nicht ums Geld. Mir geht es um das dekorative Stück, das in meinem Haus bereits seinen Stammplatz gefunden hat. Sollte sich tatsächlich ein Dämon in ihm verbergen, was ich bezweifle, dann versuchen Sie ihn auf irgendeine Weise daraus zu vertreiben.«

»Ich fürchte, das wird sich nicht machen lassen.«

»Haben Sie überhaupt Beweise, daß Janus sich in meinem Spiegel

befindet?«
»Nun, die Frau des Antiquitätenhändlers wurde von diesem Spiegel in seinen Bann geschlagen. Sie sagte zu ihrem Mann, sie müssen den Meister befreien. Damit hatte sie Janus gemeint. Als Allan Barbazon dies nicht zuließ, wandte sich seine Frau gegen ihn. Sie versuchte mehrmals, ihn umzubringen. Später nahm sie sich dann das Leben.«
»Muß daran unbedingt der Spiegel schuld haben?« fragte Baxter starrsinnig. Er wollte sich von dem guten Stück nicht trennen.
»Ich gehe noch einen Schritt weiter, Mr. Baxter«, fuhr John Sinclair fort. »Der Unfall, den Sie in London beinahe gehabt hätten… ich meine den Container, der aus einem unerfindlichen Grund auf Sie herabgestürzt ist – auch das war wahrscheinlich Janus.«
Baxter schüttelte unwillig den Kopf. »Also wenn Sie mich fragen, das finde ich reichlich an den Haaren herbeigezogen, Oberinspektor.«
Tony Ballard schaltete sich ein. »Earl, erinnern Sie sich daran, daß es auf der Überfahrt hieß, im Frachtraum des Schiffes würde es spuken?«
»Ich hörte so etwas.«
»Ich war da.«
»Im Frachtraum?« fragte Baxter gespannt.
»Ja.«
»Wollten Sie sich persönlich davon überzeugen, daß es spukt?«
»Ja.«
»Und? Hat es?«
»Es hat«, nickte Tony Ballard ernst.
»Sie haben mir nichts davon erzählt.«
»Ich habe niemanden davon erzählt. Ich wollte die Passagiere nicht beunruhigen.«
»Was war denn im Frachtraum los?«
»Der Spuk bewegte mittels Teleportation ein Tau, aus dem er mit der Kraft seines Geistes eine Schlinge geformt hatte. Und diese Schlinge warf er mir über den Kopf. Ohne meinen magischen Ring wäre ich vermutlich verloren gewesen… Wenn ich jetzt also zusammenfassen darf, Earl: Die Frau des Antiquitätenhändlers verliert den Verstand. Der Container saust auf Sie herab. Im Laderaum des Ozeandampfers spukt es. Und immer war der Spiegel nahe genug, um die Geschehnisse zu beeinflussen.«
»Der Spiegel kann Ihnen zum Verhängnis werden, Mr. Baxter«, sagte John Sinclair eindringlich.
Der Schriftsteller faßte einen Entschluß. Er fragte: »Tony, könnten Sie mit Ihrem magischen Ring testen, ob sich ein böser Geist in dem Spiegel befindet oder nicht?«
»Natürlich.«
»Dann möchte ich, daß Sie sich den Spiegel jetzt gleich ansehen.«
Die Männer erhoben sich und begaben sich in die Halle.

»Angenommen, er besitzt eine böse Strahlung«, sagte John.
»Dann können Sie ihn kaputtschlagen«, sagte Earl Baxter. »Im anderen Fall ist es ja wohl nicht nötig.«
Sie erreichten den Spiegel. John Sinclair stellte seinen Spezialkoffer neben sich ab. Er spürte ein unangenehmes Prickeln im Nacken. Die Männer waren gespannt. Tony Ballard hatte sich vorgenommen, auch den Diener mit seinem Ring zu testen.
Die Sache konnte unter Umständen gefährlich werden. Wenn Tony den Dämon mit seinem magischen Ring reizte, konnte das dieselbe Wirkung haben, wie wenn ein Funken in ein Pulverfaß fällt.
Behutsam näherte sich Tony dem Spiegel. Sein Gesicht war in diesem Augenblick wie aus Granit gemeißelt. Er fuhr mit dem schwarzen Stein seines Ringes zunächst rund um den Spiegelrahmen und zeichnete vor dem Glas anschließend in der Luft ein Pentagramm.
Nichts passierte.
Daraufhin sagte John Sinclair gepreßt: »Dann hat Janus bereits einen Wirtskörper gefunden.«
Earl Baxter hielt erschrocken die Luft an…

***

Nadir war gleich nach John Sinclairs Ankunft auf sein Zimmer gegangen. Er zitterte vor Aufregung. Ballard und Sinclair, die gehaßten Dämonenjäger befanden sich in diesem Haus.
Es gab keine günstigere Gelegenheit, diese gefährlichen Männer ein für allemal fertigzumachen. Nadir drehte den Kopf herum und legte sich in der Mitte des Raumes mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen auf den Boden.
Als Janus nahm er telepathischen Kontakt mit seinen Ebenbildern auf. Er rief Haidar, Yahan und die beiden Bettelmönche, die alle den Keim des Bösen in sich trugen und so aussahen wie Janus.
»Hört ihr mich?« fragte der Dämon seine Abbilder.
»Ja, Herr. Wir hören dich«, kam es zurück.
»Wo seid ihr?«
»Ganz in der Nähe, Herr.«
»Euer großer Augenblick ist gekommen. Wir werden gemeinsam eine Tat begehen, von der bis in alle Ewigkeit in den Dimensionen des Schreckens gesprochen werden wird. Ihr seid Auserwählte. Bedient euch der Kraft, die ich euch verliehen habe. Zum Wohle des Bösen. Bringt Sinclair und Ballard zur Strecke, und das Schattenreich wird euch mit Geschenken überhäufen.«
»Sag uns, wie wir es tun sollen, Herr, und wir werden deine Befehle ausführen«, antworteten Janus’ Abbilder.
Und der Dämon gab ihnen seine präzisen Befehle, die sie sofort in die Tat umsetzten.

Danach verrichtete Janus noch ein schwarzes Gebet, damit Asmodis, der Fürst der Finsternis, mit seiner höllischen Kraft das Unternehmen unterstützte…

***

Baxter blickte John Sinclair verstört an. »Sie meinen, der Dämon hat sich bereits in einen menschlichen Körper eingenistet?«

»Da er sich nicht mehr im Spiegel befindet, müssen wir das als gegeben annehmen«, erwiderte der Geisterjäger.

Baxter fuhr sich benommen durchs Haar. »Großer Gott…«

Tony Ballard machte den Schriftsteller darauf aufmerksam, daß der Einbrecher in der vergangenen Nacht behauptet hatte, Nadir habe ein zweites Gesicht.

»Nadir?« fragte Baxter schrill. »Mein Diener? Das kann ich nicht glauben. Von ihm soll der Dämon Besitz ergriffen haben?«

Das Gespräch der Männer wurde durch ein höhnisches Gelächter unterbrochen, das so laut war, daß die Fensterscheiben klirrten. Es schien von überall zu kommen.

»Himmel…«, stieß Baxter erschrocken hervor. Er blickte sich um, suchte den lachenden Dämon, konnte ihn aber nirgends entdecken.

»Das ist er!« knurrte John Sinclair. Er ballte unwillkürlich die Fäuste.

»Ist das nicht Dienst am Kunden?« brüllte der Dämon mit voller Lautstärke. Seine Stimme brachte den Brustkorb der Männer zum Vibrieren. »Sinclair und Ballard werden mir hier auf dem Präsentierteller gereicht. Ich brauche ihnen nur noch den Garaus zu machen. Das tu' ich mit dem größten Vergnügen!«

Ein Heulen und Brausen folgte.

Earl Baxter fiel in Panik. John Sinclair öffnete seinen Bereitschaftskoffer. »Tony!« rief er. Er warf dem Detektiv eine der beiden Spiegelbrillen zu. »Setzen Sie sie auf!«

Ballard tat es sofort. John nahm sich die zweite Brille. Als er sie auf der Nase trug, konnte Baxter die Augen des Oberinspektors nicht mehr sehen. Dafür sah er in den spiegelnden Gläsern sein eigenes verstörtes Gesicht.

»Und was mache ich?« stieß er heiser hervor.

»Sie verlassen auf der Stelle das Haus!« ordnete John Sinclair an. »Ballard und ich werden versuchen, den Dämon zur Strecke bringen…«

»Und wenn Sie's nicht schaffen?« fiel der Schriftsteller dem Geisterjäger ins Wort.

»Wir werden es schon schaffen. Irgendwie wird es uns gelingen, ihn diesmal endgültig zur Hölle fahren zu lassen. Gehen Sie bitte, Baxter. Oder wollen Sie, daß Ihnen Janus erscheint?«

Der Schriftsteller schüttelte verstört den Kopf. »Viel Glück!« keuchte

er und rannte an Sinclair und Ballard vorbei. Er erreichte das Haustor, riß es ungestüm auf und stürmte nach draußen.

Und dann erlebte er den Schock seines Lebens.

Sie bildeten eine unüberwindliche Front, standen aufrecht da und starrten ihn mit ihren schrecklichen Dämonenaugen feindselig an. Ihre Gesichter waren aschgrau und rissig.

Auf ihren Schädeln tummelten sich zischende Schlangen. Earl Baxters Kopf durchzuckte nur ein Gedanke. Du darfst sie nicht ansehen, sonst bist du verloren.

Aber er starrte sie an. Mit weit aufgerissenen Augen. Er konnte den Blick nicht von diesen abscheulichen Gestalten wenden. Er wollte sich umdrehen und ins Haus zurückkehren, doch die Horrorwesen ließen es nicht zu.

Sie nagelten ihn buchstäblich fest. Als der Keim des Bösen auf ihn übergegangen war, sagten sie: »Nun bist du einer von uns.«

»Ich will nicht!« krächzte er verzweifelt. »Ich will nicht so werden wie ihr.«

Aber hatte Earl Baxter in diesem Moment noch irgend etwas zu wollen? Die Kräfte der Hölle bemächtigten sich seiner und verwandelten auch ihn in einen Todfeind von John Sinclair und Tony Ballard.

Entsetzt merkte er, wie das Böse das Gute aus seinem Körper bedrängte. Alle humanen Gefühle erstarben in seiner Brust.

Er vergaß die Dankbarkeit, die er Tony Ballard auf ewig entgegenbringen wollte, weil dieser ihm das Leben gerettet hatte.

Er vergaß die edlen Züge, von denen sein Wesen bislang geprägt gewesen war. Nun gehörte seine Seele dem Teufel, und er wollte sich nach besten Kräften um die Hölle verdient machen.

In seinem. Haus fand eine Treibjagd statt.

Baxter wollte sich verbissen daran beteiligen. Als Treiber des Dämons Janus!

***

Tony Ballard riß die beiden Samurai-Schwerter von der Mauer. Er warf eines davon dem Geisterjäger zu. Dann stürmten sie Nadirs Zimmer. Aber Nadir war nicht da.

Wieder gellte ein schauriges Gelächter durch das Haus des Schriftstellers. »Ihr Idioten!« schrie Janus. »Wo sucht ihr mich denn? Ich bin hier!«

»Das kam von oben!« sagte John Sinclair gepreßt.

»Ich hatte eher den Eindruck, es würde aus dem Keller kommen«, erwiderte Tony.

»Okay. Dann sehen Sie unten nach und ich oben.«

»Scheint so, als möchte unser Gegner uns zunächst trennen und uns

dann einzeln angreifen«, sagte Ballard.

»Welche Gemeinheit er sich auch immer einfallen läßt, wir werden dafür sorgen, daß er zuletzt der große Verlierer ist«, zischte der Geisterjäger und stürmte davon, um die Treppe hinaufzujagen.

Janus zeigte, wozu er fähig war. Er filterte das Tageslicht so sehr, daß im Haus des Schriftstellers dämmeriges Licht herrschte. Er wollte Sinclair und Ballard auf diese Weise zwingen, die Spiegelbrillen abzunehmen.

Doch diesen Gefallen machten die beiden dem Dämon nicht. Sie kämpften nicht zum erstenmal gegen einen Abgesandten der Hölle, und ihre jahrelange Erfahrung war ein wichtiger Bestandteil ihrer durchschlagenden Kampfkraft.

John strengte seine Augen an. Sie gewöhnten sich rasch an das dürftige Licht. Er erreichte das obere Ende der Treppe. Er stieß die Türen sämtlicher Räume auf, schnellte in jeden hinein, war bereit, mit dem Samurai-Schwert um sein Leben zu kämpfen, doch Janus stellte sich immer noch nicht zum Kampf.

Er blickte in jeden Winkel. Auch die Toiletten und die Badezimmer ließ der Geisterjäger nicht aus. Nichts. Janus war nicht hier oben.

John Sinclair hoffte, daß Tony Ballard unten im Keller mehr Glück mit seiner Suche haben wurde.

Gespannt wartete er auf einen Ruf von Tony.

Doch vorläufig blieb dieser Ruf noch aus…

***

Tony stolperte die Kellertreppe hinunter. Er blieb unten kurz stehen und lauschte. Kein verdächtiges Geräusch.

Tony hörte nur das wilde Hämmern seines eigenen Herzens.

Vor ihm lag ein Gang. Links und rechts Holztüren, die nicht versperrt waren. Tony näherte sich mit angespannten Nerven der ersten Tür. Er riß sie ungestüm auf und hob das Samurai-Schwert. Doch es gab keinen Grund, zuzuschlagen. Gähnende Leere herrschte in dem Kellergeviert.

Ballard ging weiter.

Gerätekammer. Hobbyraum.

Waschküche. Nirgendwo ein Gegner.

Plötzlich ein singender Ton. Und dann knallte die Holztür hinter Tony zu. Der Detektiv kreiselte wütend herum. Er warf sich gegen die Tür. Der Aufprall war so kraftvoll, daß ihn die Schulter schmerzte.

Doch die Tür hielt stand.

Tony durchschaute den Dämon. Janus hatte Angst, sich seinen beiden Gegnern gleichzeitig zu zeigen. Er wußte, wozu sie imstande waren, und schaltete daher vorübergehend einen von ihnen aus. Jetzt konnte er sich dem anderen ungestört widmen.

»Hohn!« brüllte Tony aus vollen Lungen. »John, passen Sie auf!«
Er hoffte, daß Sinclair ihn gehört hatte. So sicher war das nämlich nicht. Janus konnte den Schrei abgefangen und für John unhörbar gemacht haben.
Genau das war geschehen.
John Sinclair hatte keine Ahnung, daß Tony Ballard dem Dämon im Keller in die Falle gegangen war.

***

Der Geisterjäger kam langsam die Treppe herunter. Wo war Nadir? Hatte Tony recht gehabt? Befand sich der Dämon im Keller? John wollte Ballard nicht allein lassen.
Er hatte zwar großes Vertrauen in Ballards Können, aber gegen ein bißchen Hilfe würde der Detektiv wohl bestimmt nichts einzuwenden haben.
John erreichte die Halle.
Er wollte seine Schritte zum Kellerabgang lenken, da klirrte in Earl Baxters Arbeitszimmer Glas. John Sinclair wandte sich unverzüglich dieser Tür zu. Er stieß sie auf und trat mit fest aufeinandergepreßten Lippen ein.
Jemand hatte das Glas der Terrassentür kaputtgeschlagen.
Dieser Jemand kam nun aufgeregt auf John zu. Es war Baxter. Er bewegte sich mit unsicheren Schritten. John wurde ärgerlich.
»Mr. Baxter, ich habe Ihnen doch gesagt…«
Der Schriftsteller nickte schlotternd. »Ich weiß. Ich weiß, Oberinspektor. Ich sollte nicht mehr hierher zurückkehren. Aber… aber draußen vor dem Haus treiben sich Kerle herum. Männer, die sofort Jagd auf mich machten.«
»Was für Männer denn?« fragte John aufhorchend.
Baxter kam näher.
Er zuckte verzweifelt die Achseln. »Ich weiß es nicht. Fremde. Sie wollten mich einfangen. Ich konnte ihnen mit knapper Mühe entkommen, indem ich die Scheibe einschlug und vor ihnen in mein Haus floh.«
»Anscheinend hat sich Janus diesmal wieder Helfer zugelegt«, meinte John nachdenklich.
Baxter war nun schon auf drei Schritte heran. »Ich habe entsetzliche Angst, Oberinspektor. Sagen Sie mir, was ich dagegen tun soll. Ich werde damit nicht fertig. Sie bringt mich um. Mein Herz ist dieser enormen Aufregung nicht gewachsen…«
»Gibt es einen Raum, in den Sie sich einschließen können?« fragte John.
»Ja. Oben.«
»Dann gehen Sie hinauf. Sperren Sie sich ein und rühren Sie sich so

lange nicht aus dem Zimmer, bis Sie von mir oder Ballard das Okay dafür bekommen, verstanden?«

»Ja, Oberinspektor.«

Baxter erreichte John. Der Geisterjäger rechnete damit, daß der Schriftsteller nun an ihm vorbeigehen würde.

Aber es kam anders. Mit einem tierhaften Fauchlaut warf sich Earl Baxter auf John. Die Hände des Schriftstellers zuckten vor. Seine schlanken Finger griffen nach der Spiegelbrille und fegten sie von Johns Augen.

Und dann drehte Baxter blitzschnell den Kopf um hundertachtzig Grad!

***

Es war eine magische Falle. Ihre Sperre mußte doch eigentlich mit magischer Kraft zu durchbrechen sein, überlegte Tony Ballard unten im Keller. Er zeichnete einige kabbalistische Symbole in die Luft und sprach eine Formel der Weißen Magie.

Die Tür knirschte. Tony setzte mit seinem magischen Ring sofort nach, indem er den widerstandsfähigen Stein hart gegen das Holz rammte. Krachend zersplitterte das Kraftfeld, das Janus errichtet hatte.

Die Tür flog auf.

Tony hatte seine Freiheit wieder. Er stürmte die Kellertreppe hoch, um sich um John Sinclair zu kümmern.

Kampflärm im Arbeitszimmer des Schriftstellers. Tony erreichte die offenstehende Tür. Es gab ihm einen Stich mitten ins Herz, als er sah, was hier über die Bühne ging.

Ein Kerl mit glühenden Augen, grauem Gesicht und Schlangenhaupt stand vor John Sinclair. Der Mann trug Earl Baxters Kleider. Er wollte John offensichtlich zwingen, ihn anzusehen.

John trug seine Spiegelbrille nicht mehr.

Wenn der Geisterjäger den Dämon angesehen hätte, hätte das verheerende Folgen für ihn gehabt. Es fiel John unwahrscheinlich schwer, sich der hypnotischen Kraft des Gegners zu entziehen.

Baxter gewann dieses geistige Duell schließlich.

John drehte langsam den Kopf.

Tonys Nackenhaare stellten sich quer. »Nicht hinsehen, John!« schrie er, so laut er konnte. »Sehen Sie ihn nicht an!«

Sinclair? Geist wurde durch Tony Ballards Zuruf wieder wachgerüttelt. Tony sprintete los. Er erreichte den fauchenden Dämon und knallte diesem die Faust mit dem magischen Ring ans Kinn.

Earl Baxter nahm daraufhin heulend Reißaus.

Tony suchte Johns Brille. Er gab sie dem Geisterjäger.

»Danke«, sagte John. Schweiß perlte auf seiner Stirn.

»Der arme Baxter. Wie konnte das passieren?«

»Ich weiß es nicht«, sagte John. »Er kam zur Terrassentür herein und sprach von Männern, die draußen auf ihn Jagd gemacht hatten. Ich hatte keine Ahnung, daß er bereits den Keim des Bösen in sich trug. Er tat so furchtsam. So ratlos. Ich sagte ihm, er solle nach oben gehen und sich einschließen. Aber er ging nicht an mir vorbei, sondern sprang mich an, riß mir die Brille vom Gesicht und drehte mir den Januskopf zu.«

»Janus hat ihn also zu seinem Diener gemacht«, knirschte Tony Ballard.

»Ich fürchte, Janus hat mehr als diesen einen Diener«, gab John Sinclair hart zurück.

Da flog mit einem donnernden Knall die Haustür auf.

»Verdammt!« knurrte Ballard.

John lächelte schief. »Als ich hier ankam, äußerten Sie den Wunsch, mal gemeinsam mit mir ein Abenteuer zu bestreiten. Nun, Tony, dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen!«

Sie eilten in die Halle.

Schallendes Gelächter verhöhnte Sinclair und Ballard. »Wie gefällt euch das?« schrie der Dämon, der sich ihnen immer noch nicht zeigte.

Durch die aufgebrochene Tür kamen fünf Gestalten herein.

Haidar, Yahan, die beiden Bettelmönche und Earl Baxter. Sie alle wandten ihren Gegnern das Janusgesicht zu. Tony Ballard strich mit dem magischen Stein seines Ringes über die Klinge des Samurai-Schwertes, damit sich die Waffe gegen die Kraft des Bösen durchsetzen konnte.

John Sinclair hielt sein Schwert Tony hin. Er brauchte kein Wort zu sagen. Ballard verfuhr mit dem Schwert des Geisterjägers genauso. Dann warteten sie Seite an Seite auf den Angriff der Dämonen-Abbilder.

Die Attacke kam sofort.

Schreiend stürzten sich die Januasköpfe auf Sinclair und Ballard. John und Tony parierten die erste und die zweite Angriffswelle geschickt. Yahan war danach leicht verletzt.

Beim dritten Mal schaffte Baxter es, unter Ballards wirbelndes Samurai-Schwert hindurchzutauchen. Sein Faustschlag warf Ballard zu Boden.

Kreischend vor Freude setzte Baxter nach. Tony verlor sein Schwert.

Baxter versuchte, ihm mit einem zweiten Faustschlag die Brille kaputtzuschlagen.

Tony nahm den Kopf blitzschnell zur Seite, als er die Faust auf sein Gesicht zurasen sah.

Earl Baxter traf den Boden mit einer solchen Wucht, daß die Steinplatte sprang.

John wehrte sich verbissen gegen die Übermacht. Seine Gegner schafften es immer wieder, sich vor dem Samurai-Schwert in Gedankenschnelle in Sicherheit zu bringen und hinterher verdammt gefährlich zu kontern.

John bekam einen Tritt gegen die Kniescheibe.

Ein glühender Schmerz durchzuckte sein Bein.

Er stach auf Yahan ein. Da packte einer der beiden Bettelmönche den Schwertarm und drehte ihn kraftvoll herum. Hätte John das Samurai-Schwert nicht losgelassen, hätte der kräftige Kerl ihm den Arm gebrochen.

Mit einem starken Ruck riß John sich los. Das Schwert flog durch die Halle und landete unerreichbar weit auf dem Boden.

Tony hatte immer noch mit Baxter zu tun. Der Schriftsteller trat mit den Füßen nach ihm und traf ihn hart in der Seite. Ballard kam dennoch auf die Beine. Er kassierte noch einen Treffer, dessen Wucht ihn gegen die Wand schleuderte, doch bevor Baxter ihm den Rest geben konnte, konterte er mit seinem magischen Ring.

Der Schlag rüttelte Earl Baxter gewaltig durch.

Er gurgelte und stöhnte.

Er wich vor Tonys rechter Faust zurück. Zwei Treffer so kurz hintereinander schienen ihm schwer zu schaffen zu machen.

John Sinclair konnte sich nicht mehr langer gegen die anstürmende Übermacht halten. Die Gegner rangen ihn nieder.

Tony Ballard trieb Baxter weit genug zurück und schmetterte seinen magischen Ring dann auf die Schädel der Kerle, die John fertigmachen wollten. Sie heulten auf und ließen John frei, formierten sich neu und wollten sofort wieder angreifen.

Doch bevor es dazu kam, stieß John hervor: »Schlag den Spiegel kaputt, Tony!«

Ballard war sofort dorthin unterwegs. John griff sich Ballards Samurai-Schwert und hielt sich damit die Horrorwesen vom Leib.

Ballard erreichte den Spiegel. Er schlug mit der rechten Faust zu. Das Glas zerplatzte in Hunderte Scherben. Es klirrte zu Boden. Nur der Rahmen hing noch an der Wand. Und ein paar Spiegelzacken, an denen sich Tony die Faust blutig geschnitten hatte.

Er achtete nicht darauf.

Atemlos drehte er sich um, und nun sah er, was passierte. Der Spiegel mußte ein Energiespeicher für Janus gewesen sein. Dieser Spiegel hatte die von dem Dämon ausgesandte Kraft an seine Abbilder weitergegeben. Jetzt war die Verbindung zu Janus abgerissen, und die fünf Gestalten verloren ihre grauenerregenden Fratzen.

Ihre gewohnten Gesichter kamen wieder zum Vorschein.

Sie standen wie Marionetten da, die nicht bewegt wurden. Und plötzlich kappte jemand die Faden.

Baxter, Yahan, Haidar und die beiden buddhistischen Bettelmönche brachen bewußtlos zusammen.
»Bravo!« brüllte der Dämon amüsiert. »Das habt ihr großartig gemacht. Ich hatte nicht gedacht, daß ihr diese Hürde schaffen würdet. Das heißt aber noch lange nicht, daß ihr gesiegt habt, denn nun kriegt ihr's mit mir persönlich zu tun. Und ich bezweifle, daß ihr auch mir gewachsen seid!«

***

Er stand auf der Treppe. Weder John noch Tony hatten gesehen, woher er kam. Tony holte sich Johns Samurai-Schwert. Der Janus in Nadir lachte spöttisch. »Was wollt ihr mit diesen lächerlichen Schwertern gegen mich ausrichten?«
»Einer von uns beiden wird dir damit den Kopf abschlagen«, gab John Sinclair eisig zurück.
Der Dämon lachte. »Du bist ein grenzenloser Optimist, Sinclair. Du wirst mich auch beim zweiten Versuch nicht besiegen, obwohl dir Tony Ballard als Verstärkung zur Seite steht. Ich werde euch erledigen. Ich werde eure Seelen zur Hölle schicken und sie dem Fürsten der Finsternis zum Geschenk machen.«
»Große Töne, die du da spuckst, Janus!« sagte Ballard ohne Furcht. »Mit dem Mund scheinst du recht gut zu sein, aber können deine Taten mit deinem Großmaul Schritt halten?«
Der Dämon legte ein paar Stufen zurück und stand den Männern nun in der Halle gegenüber.
Die Schlangen auf seinem Haupt stellten sich auf, und aus ihren Augen flogen grelle dünne Blitze. Tony spürte einen elektrischen Schlag. Und noch einen. Auch John zuckte mehrmals heftig zusammen.
Dennoch setzten sich die beiden Dämonenjäger in Bewegung. Schritt um Schritt näherten sie sich Janus. Die elektrischen Schläge, die er austeilte, wurden immer stärker, je näher sie an ihn herankamen.
Es schien unmöglich zu sein, auf Armlänge an ihn heranzukommen. Aber nur so konnte man den entscheidenden Schwertstreich führen.
John und Tony erreichten eine Schwelle, die sie nicht überschreiten konnten. Aber sie wußten sich zu helfen. Hinter Tonys Rücken zog John seine Beretta und pumpte den Dämon mit Silberkugeln voll. Sie wußten, daß sie ihn damit nicht töten konnten, aber sie schafften es, den Janus zu schwachen.
Die Schlangen schossen keine Blitze mehr auf sie ab. Geschwächt hingen die Reptilienleiber an Janus' Schädel herab. Sie regten sich kaum noch, baumelten kraftlos hin und her.
John wollte daraufhin sofort mit seinem Samurai-Schwert zum Angriff übergehen, doch da wirbelte der Janus herum und jagte mit

langen Sätzen die Stufen hinauf.
John und Tony folgten ihm.
Der Dämon zog sich in einen der Räume zurück und schloß sich darin ein. Die beiden Männer standen mit harten Gesichtern vor der Tür.
»Was jetzt?« fragte Ballard.
»Bleib du hier und versuche, die Tür aufzukriegen«, sagte John.
»Und was machst du?« wollte Tony wissen. Der Kampf gegen diesen heimtückischen Dämon hatte sie zusammengeschmiedet. Sie waren einander nicht mehr fremd. Waren nicht mehr bloß Bekannte, die in derselben Stadt lebten. Sie waren Kameraden geworden.
»Ich seh mal, ob ich einen anderen Weg in dieses Zimmer finden kann«, sagte John Sinclair und eilte davon.

***

Ballard rannte ungestüm gegen die Tür an. Er rammte mehrmals den Fuß in Schloßhöhe gegen das Holz, doch ohne Erfolg. Ihm war klar, daß jede Sekunde wertvoll war.
Der Dämon war angeschlagen. Doch Janus würde sich bald wieder erholen und seinen Kampf fortsetzen. Ein weiteres Mal würden John und Tony ihn wohl kaum schwächen können.
Sie mußten an ihn herankommen, denn jetzt war er schwach. Jetzt war der günstigste Augenblick, ihm den Todesstoß zu geben.
Aber dazu hätte Tony die Tür aufkriegen müssen. Wieder stürmte er gegen sie an. Er hörte den Dämon knurren und murmeln. Möglicherweise versuchte sich Janus nun mit dem Schattenreich in Verbindung zu setzen, um schneller wieder zu Kräften zu kommen.
Jede Sekunde war kostbar.
Tony versuchte alles, um die Tür zu überlisten. Er setzte seine ganze Kraft ein, und er versuchte, das Schloß mit seinem magischen Ring zu überlisten. Es half nichts.
Die Tür stellte ein Bollwerk dar, das Tony nicht überwinden konnte. Er schaute sich hastig um. Mit einem Brecheisen hätte er es vielleicht geschafft. Aber woher sollte er eines nehmen?
Der Hobbyraum fiel Tony ein. Einen Augenblick rang er mit sich. Sollte er hinuntereilen und sich Werkzeug holen?
Wenn ja, dann mußte er die Tür für kurze Zeit unbewacht lassen. Wenn der Dämon das spitzkriegte, konnte er auf diesem Wege das Weite suchen.
Blieb Tony aber auf seinem Posten, würde er die Tür niemals aufkriegen.
Deshalb entschied er sich für den Weg zum Hobbyraum.
Er jagte die Treppe hinunter, wandte sich in der Halle nach rechts. Wieder kam eine Treppe.

Im Hobbyraum durchstöberte er den Werkzeugkasten. Er fand einen Hammer und einen Meißel. Das mußte reichen. Tony machte gleich wieder kehrt und eilte zum Obergeschoß zurück.

***

Der Janus starrte mit blutunterlaufenen Augen auf den Boden. Er hatte arge Schmerzen. Die geweihten Silberkugeln, die in seinem Körper steckten, schwächten ihn. Blutroter Schweiß brach ihm aus den Poren und lief ihm über das graue Steingesicht.

Wut rumorte in seinem Inneren, weil es den beiden Dämonenjägern gelungen war, ihm so hart zuzusetzen.

Er rief den Schwarzen Tod an. Asmodis' rechte Hand. Den Stellvertreter des Höllenfürsten.

»Kraft!« knurrte der Dämon, als er merkte, daß der Schwarze Tod seinen Ruf vernommen hatte. »Ich brauche mehr Kraft, um mit Sinclair und Ballard fertigzuwerden. Dies ist eine einmalige Chance. Die kommt vielleicht nie wieder, Herr. Ich habe sie beide hier in diesem Haus beisammen. Wenn du mir genügend Kraft verleihst, kann ich die gefährlichsten Gegner des Schattenreiches zur Strecke bringen!«

Der Schwarze Tod fand, daß man diese Chance tatsächlich nützen sollte. Er mobilisierte Kräfte, die Janus unterstützen sollten.

»Hör zu!« sagte der Schwarze Tod zu Janus. »Wenn du Sinclair und Ballard erledigst, kommst du mit ihren Köpfen unverzüglich in die Hölle, damit ich sie Asmodis präsentieren kann.«

»Das will ich gern tun«, erwiderte Janus.

»Und mache ihnen das Sterben nicht zu leicht.«

»Bestimmt nicht.«

»Wir haben durch diese Männer viele Freunde verloren. Es ist Zeit, daß du ihnen dafür die Rechnung präsentierst«, sagte der Schwarze Tod.

»Ich werde ihnen nichts schenken, darauf kannst du dich verlassen!« knurrte der Dämon. Er spürte, wie aus der Hölle neue Kräfte in seinen Leib eindrangen, die Schmerzen ausschalteten und die Kraft der geweihten Silberkugeln neutralisierten.

Nun war er gestärkt.

Kräftiger als je zuvor war er geworden.

Jetzt konnten Sinclair und Ballard ihr Testament machen…

***

John war aus dem Haus geeilt, hatte das Gebäude umrundet und blickte nun die Fassade hoch. Im Haus lagen immer noch Yahan und Haidar. Auch Earl Baxter hockte auf dem Boden.

Vermutlich würde ihre Ohnmacht erst enden, wenn Janus erledigt war.

John schob das Samurai-Schwert in seinen Gürtel. Dann trat er an die Hausfassade heran und kletterte sie empor. Ein hartes Stück Arbeit. John rutschte mit den Schuhen immer wieder ab, doch er machte verbissen weiter.

Es mußte den Dämon erreichen, bevor dieser die geweihten Silberkugeln verdaut hatte.

Mühsam kam John Sinclair voran. Der Geisterjäger ließ sich dadurch aber nicht entmutigen. Er nützte jeden Vorsprung in der Fassadenoberfläche, um sich daran festzuhalten. Bald hatte er zwei Meter hinter sich. Dann kam der dritte Meter.

John erreichte einen Sims. Er hob das rechte Bein, winkelte es an, setzte das Knie auf den Sims, drückte sich langsam nach oben, während die Hände wieder nach neuem Halt suchten.

Sein Herz hämmerte aufgeregt gegen die Rippen. Er mußte es schaffen. Janus durfte die Nacht nicht mehr erleben. Erfahrungsgemäß birgt die Dunkelheit enorme Kräfte, die sich die Dämonen zunutze machen.

Eine Rückkehr in den Spiegel war dem Janus jetzt unmöglich, dafür war bereits gesorgt.

Nun mußte John es schaffen, den Dämon im Zweikampf zu besiegen.

Der Geisterjäger richtete sich auf. Er erreichte das Fenster, das zu jenem Raum gehörte, in den sich der Dämon eingeschlossen hatte. John erblickte den Janus.

Der Mann mit den zwei Gesichtern stand mitten im Raum und murmelte. Anscheinend hielt er Zwiesprache mit der Hölle. John konnte sich vorstellen, was der Janus von der Holle haben wollte: Neue Kräfte.

Und er bekam sie.

John war wütend, als er sah, wie diese Kräfte den Januskörper förmlich aufpumpten.

Der Geisterjäger hörte, wie Tony Ballard mit Hammer und Meißel die Tür aufzustemmen versuchte.

Der Dämon wandte sich mit brennenden Augen der Tür zu. John zog das halb geschlossene Fenster auf. Lautlos schob er sich über die Fensterbank. Wie eine Schlange glitt er über das Fensterbrett, und seine Hände berührten wenig später den Boden.

Der Janus hörte ihn nicht.

Die Augen des Dämons waren auf die Tür gerichtet, denn von da erwartete er den Angriff…

***

Tony arbeitete mit schweren Schlägen. Das harte Holz splitterte nach und nach ab. Tony legte mit jedem Schlag das Schloß mehr frei. Er schlug auch in die Tür eine tiefe Kerbe und warf sodann Hammer und

Meißel fort.

Sie hatten ausgedient. Er brauchte sie nicht mehr. Er trat zwei Schritte zurück. Ein neuerlicher Anlauf. Diesmal würde die Tür seinem Ansturm nicht mehr standhalten können.

Tony sauste los. Er preßte die Kiefer zusammen und warf sich mit voller Wucht gegen die Tür, die sofort aufplatzte, zur Seite schwang und gegen die Wand donnerte.

Der Dämon stand aufrecht mitten im Raum. An den sich aufgeregt bewegenden Schlangen erkannte Tony Ballard, daß Janus bereits wieder zu neuen Kräften gekommen war.

Der Unhold hatte sich wieder erholt.

Tony nahm das Samurai-Schwert fester in die Hand und betrat den Raum, in dem eine eisige Kälte herrschte.

»Ballard!« fauchte Janus. »Du wirst der erste sein, den ich töte. Und dann knöpfe ich mir John Sinclair vor!«

»Sind wir beide nicht eine Nummer zu groß für dich?« fragte Ballard stichelnd. Er ging lauernd auf den Dämon zu. Er ließ ihn keine Sekunde aus den Augen.

»Du größenwahnsinniger Dummkopf!« höhnte Janus. »Mit euch beiden spiele ich Katz und Maus!«

»Bisher hat es nicht wie Spielen ausgesehen«, sagte Ballard verächtlich. »Wir haben deine Helfer unschädlich gemacht, und anschließend mußtest du vor uns fliehen!«

»Ich bin vor euch Hampelmännern nicht geflohen!« schrie der Dämon ärgerlich.

»Wie nennt man das sonst, wenn einer Fersengeld gibt, he?« fragte Tony. Seine Hand umklammerte den Griff des Samurai-Schwerts.

Gleich würde er den Dämon erreicht haben.

Und dann… Ein blitzschneller Stich – und Janus würde seinen gefährlichen Kopf nicht mehr auf den Schultern tragen!

Tony machte den nächsten Schritt.

»Ich werde dir jetzt beweisen, wie hilflos du gegen mich bist!« kündigte Janus an.

Gleichzeitig wurden seine Augen starr. Tony spürte eine schreckliche Hitze. Das Metallgestell der Spiegelbrille schien mit einemmal zu glühen.

Auf der Nase, an den Schläfen, bis hinter die Ohren zog sich diese furchtbare Hitze, die einen heftigen Schmerz hervorrief. Tony Ballard wußte, daß er die Brille nicht abnehmen durfte. Aber sie schmerzte ihn so sehr, daß er sie nicht länger tragen konnte.

Keuchend schüttelte er den Kopf.

Seine Linke zuckte in der nächsten Sekunde hoch. Die Finger griffen nach dem Bügel, und dann fegte sich Ballard die Spiegelbrille blitzartig vom Gesicht.

»Das war erst eine kleine Kostprobe meiner Macht.« Nicht hinsehen. Du darfst ihn nicht anschauen! hämmerte es in seinem Schädel. Wenn du ihn auch nur eines Blickes würdigst, bist du rettungslos verloren.

Er vernahm das Zischen der Schlangen auf dem Dämonenschädel.

»Tony Ballard!« knurrte Janus. »Dein Ende ist nahe!«

Tony umklammerte das Samurai-Schwert mit beiden Händen. Er wollte den Dämon angreifen, ohne ihn anzusehen. Wenn er Glück hatte, schaffte er es, Janus tödlich zu verletzen.

Wenn nicht… dann war ihm nicht mehr zu helfen.

»Sieh mich an!« befahl der Janus seinem Opfer.

»Nein!« keuchte Ballard. »Den Gefallen tu' ich dir nicht!«

»Ich will, daß du mich anschaust!« herrschte der Dämon Ballard an. Tony merkte, wie Janus seinen Widerstand zu brechen versuchte.

Ein verzweifelter geistiger Kampf folgte, doch Tony spürte, daß er der Kraft des Dämons nicht genug entgegensetzen konnte. Janus würde seinen Willen durchsetzen. Tony konnte sich nur noch wenige Augenblicke dagegen wehren.

Von einem Angriff auf den Dämon war keine Rede mehr. Im Gegenteil. Tonys Hände wurden kraftlos. Er verlor das Samurai-Schwert.

Als Janus abermals von ihm verlangte, er solle ihn ansehen, öffnete Tony Ballard gegen seinen Willen die Augen und wandte ganz langsam den Kopf…

***

John Sinclair war dabei. Von Anfang an bekam er alles mit. Er sah, wie die Tür aufflog, wie Tony dem Dämon entgegentrat und was danach passierte. John stand hinter Tony.

Und nun trug Ballard seine Brille nicht mehr.

Alarmstufe eins für den Detektiv.

Wenn Ballard den Dämon nun ansah, war ihm nicht mehr zu helfen. Da kam bereits Janus' Befehl!

John Sinclair schlich auf Zehenspitzen an den Dämon heran. Er baute sich breitbeinig hinter ihm auf. Langsam hob er das Samurai-Schwert. Der Streich mußte auf Anhieb sitzen.

Eine zweite Möglichkeit würde sich wohl kaum bieten.

Tony Ballard öffnete soeben die Augen und drehte langsam den Kopf. Sein Gesicht wandte sich mehr und mehr dem Dämon zu.

Jetzt mußte John Sinclair handeln, sonst war der Detektiv verloren. »Janus!« zischte der Geisterjäger. Jede Faser in seinem Körper war hart angespannt.

Der Dämon zuckte wild herum.

Blitzend sauste das Samurai-Schwert durch die Luft. Es gelang dem Dämon nicht mehr, auszuweichen. Der Streich wurde von John mit

einer so großen Rasanz geführt, daß das Schwert den Janus wie ein greller Lichtstrahl traf.

Die Klinge führte einen glatten Schnitt.

Der abscheuliche Dämonenkopf fiel zu Boden. Aus dem Halsstumpf des enthaupteten Janus schlugen grelle Flammen. Wie Lava aus einem Vulkankrater quoll eine glühende Flüssigkeit aus dem Hals und floß den Körper hinab.

Der Körper brannte und fiel.

Er löste sich innerhalb weniger Sekunden in nichts auf.

Zwischen Tony Ballard und John Sinclair lag nur noch der steinerne Januskopf.

Die Schlangen waren tot.

Der Kopf wurde brüchig. Tiefe Risse bildeten sich. An allen Seiten bröckelten kleine und größere Stücke von dem Schädel ab.

Und diese Stücke zerfielen ebenfalls. Bald war von dem gefährlichen Schädel nur noch grober Sand vorhanden.

Sand den niemand mehr zu fürchten hatte.

Schlagartig war es wieder taghell geworden. John nahm die Spiegelbrille ab, die ihm wertvolle Dienste geleistet hatte.

Tony Ballard trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. »Vielen Dank, John.« Er seufzte. »Ich dachte, nun war's vorbei.«

Der Geisterjäger drückte schmunzelnd die Hand des Kameraden. »Vielleicht bietet sich mal die Gelegenheit, daß du dich revanchieren kannst.«

»Ich hoffe in deinem Interesse, daß es zu einer solchen Situation niemals kommen wird«, erwiderte Ballard.

Er ging in die Hocke.

»Was machst du?« wollte John Sinclair wissen.

»Ich möchte ganz sichergehen, daß Janus nicht noch einmal zum Leben erwacht. Es konnte jemandem in den Sinn kommen, diesen Sand einzusammeln und ihn mittels Schwarzer Magie wiederzubeleben.«

Deshalb zog Ballard mit seinem magischen Ring zuerst ein Kreuz durch den Sand. Danach schaufelte er ihn in seine Handfläche, ging zum Fenster und schleuderte ihn hinaus.

Die Körner wurden vom Wind erfaßt und zerstreut.

»So«, sagte Tony. »Jetzt werden wir den Janus nie mehr wiedersehen.«

»Ich bin darüber nicht traurig«, sagte John.

»Ich auch nicht«, knurrte Tony. »Ich auch nicht.«

***

Earl Baxter schlug die Augen auf, als John Sinclair und Tony Ballard die Treppe herunterkamen. Er richtete sich verwirrt auf. Auch die

beiden Bettler kamen zu sich.

Zuletzt erwachten Yahan und Haidar.

Als die beiden Kerle erkannten, wo sie waren, sprangen sie erschrocken auf und rannten, so schnell sie konnten, aus dem Haus.

Baxter blickte John verstört an. »Was ist geschehen?«

»Sie können sich nicht erinnern?« fragte John zurück.

»Sie wollten gegen den Janus kämpfen. Sie schickten mich aus dem Haus. Soviel ich weiß, bin ich auch fortgegangen. Aber dann reißt der Faden.« Er schaut sich um und entdeckte den zerschlagenen Spiegel.

»Tut mir leid«, sagte Tony Ballard. »Das mußte sein. Sie befanden sich in der Gewalt des Bösen.«

»Ich?« fragte Baxter erschrocken.

»Sie wollten Oberinspektor Sinclair ermorden.«

»Das… das gibt's doch nicht.«

»Sie waren ein Abbild des Dämons«, sagte Tony.

Baxter blickte den Geisterjäger bestürzt an. »Ist das alles wahr, Oberinspektor?«

»Leider ja. Wir wissen nicht, was vor dem Haus vorfiel, als Sie hinausgingen. Fest steht nur, daß Sie, als Sie wiederkamen, einen Januskopf auf Ihren Schultern trugen.«

»Wie schrecklich.«

»Das können Sie laut sagen. Erst als Mr. Ballard den Spiegel zerschlug, riß die Verbindung zwischen dem Dämon und Ihnen ab«, sagte John.

Auch die Bettelmönche standen verwirrt neben Earl Baxter. Auch sie hatten keine Ahnung, wie sie in dieses Haus gekommen waren. Ihre Erinnerung reichte bis in die vergangene Nacht. Da waren sie in der Nähe des Tempels der Kali unterwegs gewesen.

Was weiter geschehen war, entzog sich ihrer Kenntnis.

Sie baten, sich entfernen zu dürfen. Earl Baxter entließ sie nickend. Er schaute den Geisterjäger mit großen, sorgenvollen Augen an. »Und… Nadir?« fragte er gepreßt.

»Nadir lebt nicht mehr«, erklärte John.

»War er für Janus der Wirtskörper?«

»Ja. In ihm hatte sich der Dämon eingenistet. Wenn das einem Menschen widerfährt, ist er erledigt. Im allgemeinen geben Dämonen einen gefangenen Körper erst dann wieder auf, wenn ihn das Leben verlassen hat.«

»Was ist mit Nadir geschehen?« wollte der Schriftsteller wissen.

»Derjenige, mit dem wir es zu tun hatten, war nicht mehr Nadir. Das war bereits Janus«, stellte John Sinclair richtig.

»Und was haben Sie mit Janus gemacht?«

»Ich habe ihm in dem Augenblick, als er Tony Ballard vernichten wollte, den Kopf abgeschlagen.«

»Ist er auch tatsächlich… Ich meine, kann er nicht noch einmal aus der Versenkung auftauchen?«

»Kaum. Dafür hat Tony gesorgt«, sagte John.

»Und sein Leichnam?« wollte Baxter wissen.

John schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Leichnam. Der Körper hat sich völlig aufgelöst.«

Earl Baxter fuhr sich ächzend über die Augen. »Das ist mir einfach zu hoch.«

John legte dem Mann die Hand auf die Schulter. »Das macht nichts. Für diese Dinge sind Tony und ich da.«

Die beiden Dämonenjäger blieben noch einen Tag im Hause des Schriftstellers. Dann traten sie gemeinsam die Heimreise nach London an. Baxter brachte sie zum Dum Dum Airport. Die Männer bestiegen eine BOAC-Maschine – und ab ging's, zurück in die Heimat.

In London angekommen, verabschiedeten sich die beiden Dämonenjäger. »Falls mal wieder Not am Mann sein sollte, ich helfe gerne aus«, sagte John Sinclair lächelnd.

»Dasselbe Angebot gilt auch von meiner Seite, John«, erwiderte Tony Ballard.

»Mach's gut«, sagte John, »und laß dich von den Mordgesellen aus der Hölle nicht unterkriegen.«

»Du auch nicht«, murmelte Tony. Er schlug dem Geisterjäger freundschaftlich auf die Schulter, und dann trennten sich ihre Wege.

Vielleicht führt sie eines Tages ein neues Abenteuer wieder zusammen…

ENDE